Lese-Abende.

Lese-Abende.

Von

Adolf Glaser.

Vierter Band.

Die Pflegemutter. — Der Rubricator. — Graf Balduin. — Sagen.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1867.

Die Pflegemutter.

(Nach einem vorhandenen Motiv.)

Die Pilgerväter.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

An einem bitter kalten Wintermorgen trat eine Bäurin von ungefähr vierzig Jahren an die Thür ihres Häuschens, welches am Eingang in das Dorf gelegen war, und indem sie in ihre Hände hauchte, um dieselben zu erwärmen, blickte sie die Dorfstraße entlang. Nach einigen Augenblicken wollte sie eilig in die warme Stube zurückkehren, als sie von der andern Seite, wo die Landstraße in das Dorf einmündete, einen Wagen heranrasseln hörte. Sie wendete neugierig den Kopf und es traf sich grade, daß sie zusah, wie der Reisende, der im Wagen saß, dem Kutscher etwas zuflüsterte, worauf dieser kräftig mit der Peitsche nach hinten schlug, in Folge dessen ein kleiner Junge von ungefähr sechs Jahren, der hinten auf dem Wagen gestanden und sich mit seinen Händchen mühsam festgehalten hatte, vom Wagentritt herab und wie todt in den Schnee des Weges gefallen war.

Dies alles hatte Marianne Schweft, so hieß die Bäurin, gesehen, und da sie mehr Herz hatte als irgend Jemand im Dorfe, so trat sie rasch zur Thür hinaus, näherte sich dem armen Jungen und fragte ihn, wer er sei und wo er hin gehöre.

Der Junge antwortete nicht, aber er kam doch etwas zur Besinnung und schrie vor Schmerzen und Kälte aus Leibeskräften.

„Konrad!“ rief Marianne ihrem alten Knecht zu, der an der Seite des Hauses im Hofe stand; „bring' den Jungen herein, der arme Schelm ist ja halb erfroren.“

In der That war es so und es verging eine geraume Zeit, bevor die Ofenwärme, in Verbindung mit einer innerlichen Stärkung, den armen Knaben so weit brachte, daß er die Fragen der mitleidigen Marianne erwiedern konnte.

„Woher kommst Du, mein Söhnchen?“ frug sie.

„Von Haus,“ antwortete das Kind.

„Wo bist Du denn zu Haus?“ fragte sie weiter.

„Bei meinem Vater.“

„Und wie heißt Dein Vater?“

„Kampmartin heißt er,“ entgegnete der Knabe, und indem er sich ängstlich umsah, setzte er hinzu: „Nun kann er mich doch nicht kriegen, nicht wahr? O, er sah so wüthend aus, grade wie Dachs.“

„Wer ist Dachs?“ fragte Marianne.

„Nun, Dachs neben uns, der jeden Jungen in's Bein beißt.“

„Dein Vater wird doch nicht beißen?“ meinte Marianne.

„Nein,“ entgegnete sehr ernsthaft der arme Knabe, „beißen thut er grade nicht, aber desto besser kann er schlagen; jeden Abend kriege ich Schläge, und wenn er — wie Michel sagt — dicke ist, krieg' ich noch mehr,

und wenn ich dann weinen muß, wird er noch wüthender und schlägt immer härter, und nun —"

„Und nun?" wiederholte Marianne fragend.

„Ja, nun bin ich fortgelaufen," erwiederte das Kind; „denn heute Morgen war ich von ihm ausgeschickt, um Branntwein zu holen, aber ich brachte die leere Flasche zurück, weil mir die Leute nichts mehr auf Borg geben wollten; da wurde der Vater so wüthend, daß er mich mit dem Kopf gegen die Thüre stieß, und als ich nun zu weinen anfing, schrie er: Willst Du den Schnabel halten, und als ich noch ärger schrie, packte er mich am Wamms und warf mich zur Thüre hinaus."

„Ist es die Möglichkeit!" rief Marianne empört aus. „Und dann, mein Söhnchen?"

„Dann schrie ich noch viel ärger und lief, was ich laufen konnte, weil ich immer dachte, Vater wäre hinter mir. Zuletzt kam der Wagen daher und ich stieg hintenauf; dann dachte ich, ich sei todt; aber nun kann er mich doch nicht kriegen, nicht wahr?"

„Dein Vater?" sagte Marianne, und als der Knabe nickte, sah sie zornig vor sich hin, schüttelte mit dem Kopf und seufzte: „Der Kampmartin!"

* * *

Marianne war eine Person von stattlichem Aussehen, und mit dem hübschen Eigenthum, das sie besaß, hätte sie noch jeden Tag einen Mann bekommen können, aber wer ihr vom Heirathen sprach, dem machte

sie ein bitterböses Gesicht. Sie war überhaupt selten heiter, aber sie hatte auch schon viel erlebt. Vater, Mutter und drei Geschwister waren gestorben; nur ein vierjähriges Mädchen, das Kind ihres jüngsten Bruders, war übrig geblieben und sie hatte es zu sich genommen.

Sie hatte manchen Freier mit einem Korbe nach Hause geschickt, denn sie konnte ihren Wilhelm nicht vergessen, der lange todt war und sie lieb gehabt hatte, als sie erst achtzehn Jahr alt und noch ohne ihr jetziges Besitzthum war. Alle, die später um sie gefreit hatten, und darunter war Martin Kamp von Altheim der hartnäckigste, mußten leer abziehen, denn sie traute Keinem und dachte, das Haus und die schönen Aecker seien jenen lieber als ihre Person.

Am folgenden Morgen bestieg Marianne ihren kleinen Wagen, um nach Altheim zu fahren, wo Kampmartin wohnte. Den kleinen Karl ließ sie zurück. Als sie wegfuhr, stand der kleine Bursche mit dem vierjährigen Lieschen am Hofthor, und während das kleine Mädchen mit dem Finger im Munde dem Wagen nachblickte, frug der Knabe: Ob sie — er deutete auf Marianne — auch schlagen könne.

Das kleine Mädchen wußte das nicht, denn bis jetzt hatte es noch keine Beweise davon. Es sah daher den Knaben groß an und schwieg. Wenn es mit seiner Pflegemuttter allein war, verstand es recht eifrig zu plaudern, und seine Puppe, die es von der letzten Kirmeß hatte, wurde so sorgsam als möglich gepflegt, aber

weiter wußte das kleine Ding nicht viel und auf Karl's Frage blieb es stumm und verlegen stehn.

Während sich der Knabe auf eine neue Anrede besann, hatte Lieschen plötzlich einen Gedanken. Seit einigen Wochen war das kleine Mädchen mehrmals in der Schule gewesen und hatte dort eifrig das Stricken gelernt. Aber der Heimweg war gar zu beschwerlich. Bis zur Brücke ging es, denn bis dahin gingen Mariechen und Annchen mit, aber von dort war es noch weit bis nach Haus und viele böse Hunde hielten sich unterwegs auf.

Eifrig frug Lieschen: „Bleibst Du bei uns und gehst Du dann auch in die Schule?"

Karl hatte eine sehr geringe Meinung von der Schule, die sein Vater stets als Schreckbild drohend genannt hatte, wenn der Knabe irgend etwas nicht gern that. „Wenn Du es nicht thust, mußt Du nach der Schule!" war die gewöhnliche Redensart und der arme Junge war daher nun in derselben Lage, wie Lieschen bei seiner Frage. Er schwieg verlegen still.

Lieschen dagegen wurde dreister und da auch das Buchstabiren in ihrer Strickschule geübt wurde, so fing sie an zu fragen: „Kannst Du dies? und kannst Du jenes?" wobei sie alle ihre Kenntnisse zum besten gab.

„Das kann ich nicht," sagte Karl ganz beschämt.

„Wenn ich größer bin," fuhr Lieschen fort, „kriege ich eine Tafel und einen Griffel, aber dann getraue ich mich nicht mehr allein zu gehen, weil die andern Jungen mir die Sachen nehmen könnten."

„Dann werde ich mit Dir gehen und Dir helfen,"

entgegnete Karl; „ich fürchte mich nicht vor dem größten Jungen und wenn sie Dich anfassen, jage ich sie alle fort.“

Das gefiel Lieschen. Freudig fragte sie: „Kannst Du mich denn auch auf den Rücken tragen, wie Konrad?“ und als Karl nicht lange antwortete, sondern sogleich den Versuch machte und das kleine Ding auf seinen sechsjährigen Rücken lud, damit im Hof umhertrabte und es endlich wieder niedersetzte, indem er hoch aufathmend So! sagte, da lachte das kleine Mädchen und rief ganz entzückt: „So möchte ich jeden Tag nach der Schule reiten und wieder zurück.“

* *
*

Inzwischen war Marianne direct nach Altheim gefahren, hatte dort den Knecht mit dem Wagen im Wirthshause halten lassen und war selbst sogleich nach der Hütte gegangen, wo sie wußte, daß Martin Kamp wohnte. Das Herz klopfte ihr, denn es war ein schwerer Gang. Sie wußte, daß Martin Kamp sie haßte und ihr mit bösen Nachreden vergalt, weil sie ihren Wilhelm, der im Kriege gefallen war, nicht vergessen konnte. Den Kampmartin hätte sie nun freilich unter keinen Umständen genommen.

Sie klopfte an. Keine Antwort. Die Thür öffnend, trat sie ein und sah sich in der kleinen, verwahrlosten kalten Kammer um. Zu ihrer Bestürzung erblickte sie Kampmartin schlafend auf einem Stuhle sitzen, und die ganze Lage seines Körpers, sowie der schwere Athem,

zeigten, daß sein Schlaf kein gewöhnlicher sei. „Am frühen Morgen schon!“ seufzte sie bei diesem Anblick und es befestigte sich in ihr der Entschluß, den armen kleinen Karl vom sichern Verderben zu retten und zu sich zu nehmen. Sie näherte sich dem Schlafenden, berührte seine Schulter und rief laut: „Martin Kamp! Martin!“

„Was gibt's?“ lallte der Erwachende und rieb sich die schweren Augen.

„Ich wollte Euch sprechen,“ sagte Marianne; „kennt Ihr mich nicht? Marianne Schwest aus Ostbach.“

„Marianne?“ entgegnete der Schlaftrunkene, „es ist mir alles gleich, laßt mich nur schlafen.“

„Nein,“ versetzte Marianne, indem sie ihn stark an der Schulter faßte und schüttelte; „Ihr müßt wach bleiben, oder,“ fuhr sie fort, „ist es Euch auch gleich, wo Karl, Euer Junge, geblieben ist, der gestern fortlief?“

„Karl?“ sagte Kampmartin, indem er die Sprechende mit weit aufgerissenen Augen anglotzte. Dann fragte er, indem er sich nach einem Stock umsah: „Ist er wieder da, der Ausreißer?“

Marianne dachte in diesem Augenblick an die arme Grete, Martin's Weib, die wenig frohe Tage gesehen hatte. Marianne hatte dieselbe gut gekannt und wußte, daß sie ein tüchtiges Weib gewesen, auch, daß Martin sich einigermaßen zusammengenommen hatte, so lange sie lebte. Die Geburt des kleinen Karl hatte sie das Leben gekostet. Damals hatte Martin sich wie ungeberdig angestellt und auf das Kind ge-

flucht, als trüge es die Schuld an dem Tode der Mutter.

Marianne war kurz entschlossen. Es währte keine Stunde, so saß sie schon wieder in ihrem kleinen Wagen und fuhr nach Ostbach zurück. Martin hatte eingewilligt, daß der „unnütze Brotesser" ihm nicht weiter „zur Last falle;" es war ihm ganz Recht, wenn er fortblieb; was seinen Entschluß aber wohl am meisten bestimmt hatte, war Marianne's Zusage, daß der Junge bald einen kleinen Verdienst haben solle, den er an seinen Vater abgeben könne.

Der kleine Karl blieb mit Freuden. Er hatte die gute Art seiner Mutter geerbt und fühlte sich wohl und behaglich im Häuschen der Pflegemutter. Die Schule verlor den abschreckenden Anschein, als er sie näher kennen lernte, ja er ging je länger desto freudiger mit Lieschen den Weg durch das Dorf. Manchmal trug er sie anfänglich auch, und es war für Marianne eine große Freude, die beiden Kinder zusammen zu sehen.

Wenn Karl nach dem Stalle ging, um der scheckigen Kuh etwas Kleefutter hinzuhalten, so kam Lieschen gewiß hergelaufen und brachte auch ein Büschel Klee. Sie fand, daß die scheckige Kuh die schönste sei, weil Karl es gesagt hatte. War Karl unartig gewesen und erhielt zum Frühstück trocknes Brot, so schmeckte das Butterbrot Lieschen gar nicht und auf dem Wege zur Schule theilte sie mit Karl. Hatte dagegen Lieschen einmal ihre Kleider beschmutzt oder zerrissen, so war Karl immer der Schuldige und verstand die Sache so zu erzählen, daß Lieschen gar nichts dazu konnte, denn

Lieschen war so still und artig — wenngleich sie manchmal recht muthwillig sein konnte.

Marianne aber liebte die Kinder wie ihre eigenen und erzog dieselben nach ihren einfachen Begriffen. Wenn sie des Sonntags mit ihnen zur Kirche ging, zeigte sie Lieschen die Gräber ihrer Eltern und an jedem Abend mußte Karl für seinen Vater beten. Wenn die Kinder im Sommer im Felde sich umherjagten oder im Heu spielten und Lieschen fast so unbändig war wie der Junge, dann lachte ihr das Herz im Leibe. Sie hatte den Kindern eine Schaukel von dicken Stricken zwischen zwei starken Eichbäumen gemacht; Karl setzte sich oft mit Lieschen darauf und hielt das kleine Mädchen besorgt fest, während die gute Pflegemutter die Schaukel selbst in Bewegung setzte. So vergingen Winter und Sommer in gleichmäßiger Zufriedenheit und wenn Marianne auch fühlte, daß die Kraft der Jugend nach und nach schwand und die Gebrechen des Alters sich bemerklich machten, so sah sie dafür in jedem Frühjahr die jungen Bäume voller grünen und blühen, die sie einst selbst gepflanzt hatte.

Das einzige Erlebniß, was bemerkt zu werden verdient, ereignete sich ungefähr ein Jahr nach Karl's Einzug bei Marianne.

Eines Abends kam Konrad, als die Kinder bereits zu Bette gebracht waren, und sagte, der Kampmartin sei da und wolle mit Marianne sprechen.

Kampmartin war hereingekommen. Er sah elend und widerlich aus und brachte nur mit vieler Anstrengung und unter allerlei unklaren Reden heraus, daß

er die Absicht habe, nach Amerika zu reisen, wo ein Freund von ihm sein Glück gemacht habe. Der Elende berechnete richtig, daß sein Söhnchen der guten Marianne schon recht an's Herz gewachsen sei. Er drohte daher, den Jungen mitzunehmen, und schloß mit den Worten: „Wenn Ihr mir die Kleider bezahlen und Reisegeld geben wollt, könnt Ihr ihn behalten, anders nicht."

Marianne bestellte ihn auf den andern Tag und als er kam, wurde sie mit ihm handelseinig. Martin unterschrieb einen Schein, worin er seine Rechte an Karl auf Marianne übertrug, wofür er von dieser eine fette Kuh erhielt. Er versprach, den Jungen nie zurückzuverlangen und Marianne verpflichtete sich, für denselben zu sorgen.

Am folgenden Morgen, während die Kinder in der Schule waren, kam Kampmartin und holte den Preis für sein Söhnchen ab.

* *
*

Mehr als zehn Jahre waren inzwischen vergangen. Lieschen ging in das sechzehnte Jahr und prangte im vollen Glanz einer gesunden Dorfschönheit.

Wenn die beiden jugendfrischen Gestalten so mit einander auf das Feld gingen, plaudernd und lachend, und Karl seinen Arm einmal scherzend um die Hüfte des jungen Mädchens legte, so glich er einer kräftigen jungen Eiche, die das zartere Bäumchen an ihrer Seite gegen die Unbilden der Stürme beschützt. Beide waren

fleißig und geschickt in allem, was es im Haus und Feld zu thun gab. Lieschen verstand das Stricken und Nähen sehr gut und Karl las an manchem Winterabende aus Büchern etwas vor. So viel stand fest, daß der junge Bursche an Körperkraft und Gewandtheit alle seine Altersgenossen übertraf und mit seinen fröhlichen Augen und dem schwarzen Krauskopf allen Mädchen wohl gefiel, während Lieschen mit dem reichen braunen Haarschmuck um das reizende Köpfchen und den hellen Rehaugen als das hübscheste Mädchen weit und breit gelten konnte.

Der Herbst war gekommen und die Feldfrüchte wurden glücklich hereingebracht. Marianne, die zu Hause das Essen besorgte, wartete eines Abends auf die Nachhausekunft der Kinder, und Michel, der neue Knecht, der seit Konrad's Tode bei Marianne diente und soeben mit dem vorletzten Wagen hereingefahren war, sagte, daß sich die jungen Leute durch allerlei Neckereien verspätet hätten und erst in einer halben Stunde ankommen würden.

Wirklich hatten sie sich etwas verspätet und so sehr beide nach der anstrengenden Arbeit des Tages nun auch nach dem Abendbrot und der Ruhe verlangten, hatte Lieschen doch zuvor noch einen Kranz von Kornblumen geflochten und damit den letzten Erntewagen geschmückt. Nun saß sie neben Karl auf dem Bänkchen, während er die neuen Pferde, welche Marianne erst im Frühjahre gekauft hatte, sorgsam lenkte.

„Vorsichtig!" sagte sie, „die Pferde gehen einen scharfen Gang."

„Wenn Du bange bist," entgegnete Karl, indem er das Mädchen besorgt ansah, „so will ich sie straffer im Zügel halten."

„Bange bin ich nicht," versetzte Lieschen, „wenn ich nur weiß, daß Du sie festhältst."

„Ich werde doch fahren können," meinte Karl; „denk' nur an vergangenen Winter, als ich Dich von Glanitz abholte!"

„Als es so finster war," sagte Lieschen.

„Und so glatt," ergänzte Karl; „und mir das Herz so klopfte, aber nicht aus Furcht, sondern aus Freude, daß Du wieder nach Hause kamst. Das war ein schweres Fahren! Da hieß es vorsichtig und langsam, und doch hätte ich am liebsten die Pferde über Stock und Stein springen lassen. Weißt Du noch, wie Du mir ein über das andere Mal aus Furcht in den Arm kniffst?"

„Warum nicht gar!" antwortete Lieschen.

„Und was bekam ich, als wir glücklich zu Hause ankamen?" frug Karl neckend.

„Was weiß ich; so etwas vergesse ich bald!" sagte Lieschen und sah schelmisch seitwärts auf den Boden.

„Ich aber denke noch daran," lachte Karl; „und es schmeckt mir noch! Was krieg' ich, Lieschen, wenn wir heute wieder gut nach Hause kommen?"

„Kartoffeln von Marianne," lachte Lieschen; aber Karl brummte verdrießlich: „Albernheit!" und trieb die Pferde rascher an. Da fühlte er sich plötzlich von Lieschen heftig am Arm gefaßt und zu gleicher Zeit begannen die Pferde scheu zur Seite zu gehen. Was er

auch that, um sie voran zu treiben, es half nichts und sie gingen im Gegentheil immer mehr zur Seite. Die Dämmerung war schon weit vorgeschritten, und die Lage der Fahrenden schien gefährlich zu werden. Lieschen schrie laut auf, schon war der Wagen nah am Graben, da hielt ihn glücklicherweise ein dicker Baum an der Seite des Grabens auf und das Gefährte stand still. Karl und Lieschen sprangen herab. Ersterer wollte die Pferde an der Hand weiterführen, da rief Lieschen: „Vorsichtig! Vorsichtig! es liegt ein Mensch quer über dem Wege!"

Karl brachte die Pferde zur Ruhe, und während darauf Lieschen die Zügel einen Augenblick hielt, ging er zu dem daliegenden Menschen, schüttelte ihn und redete ihn an. Das half aber alles nichts. Es war zu finster, um irgend einen Gegenstand genau zu erkennen; nur soviel bemerkte Karl, daß der Mensch nicht todt, sondern betrunken war.

Karl faßte den elenden Menschen bei den Armen, hob ihn auf und legte ihn an der Seite des Weges nieder. Dann führte er die Pferde behutsam über die Stelle, wo der Trunkene gelegen hatte, und darauf frug er Lieschen, ob sie wieder aufsteigen wolle, oder ob sie nun doch bange geworden sei.

Lieschen war nicht bange geworden. Zwar schmiegte sie sich fester an Karl und blickte scheu nach der Seite, wo der Mensch lag; auch schreckte sie später mehrmals auf, weil es ihr schien, als liege wieder etwas auf dem Wege, aber trotzdem kamen sie doch unbeschadet zu Hause an. Als sie dann vom Wagen herabgestiegen waren,

frug Karl, was er nun bekäme, und nachdem Lieschen sich umgesehen hatte, ob Marianne oder Michel auch nicht in der Nähe seien, da bot sie ihm ihre frischen Lippen dar und er erhielt einen und nahm noch zwei — das waren ihrer drei.

Während nun die Pferde ausgespannt wurden, erzählte Lieschen der Pflegemutter das Abenteuer mit dem Trunkenbold. Marianne war mitleidig und meinte, so schlecht der Mensch auch sei, solle er doch nicht die Nacht am Wege liegen, er sei doch immer ein Mensch. Darauf schickte sie Karl und Michel fort, um den Schlafenden zu holen und ihn auf das Stroh der Scheune zu legen, dann konnte er morgen früh wieder abziehen.

Nachdem dies geschehen war, aßen sie zusammen ihr Abendbrot. Karl und Lieschen waren sehr schweigsam, aber sie dachten viel und das Mädchen erröthete, so oft der Blick des hübschen Burschen sie streifte.

* * *

Kaum hatte die große Schwarzwalder Uhr, die in Marianne's Wohnstube hing, des andern Morgens vier Uhr geschlagen, als sich das Leben im Hause zu regen begann. Der Mann, der in der Scheune auf Stroh lag, rieb sich die Augen, reckte und streckte sich und brummte die Frage vor sich hin: „Wo bin ich?" Mühsam gelang es ihm, sich etwas zu erheben und forschend in dem düstern Raume umherzuspähen. Nebenan waren die Ställe und von dorther vernahm er ein Gespräch.

„Dann gehst Du bis zur Mühle mit," sagte eine Männerstimme, „und lieferst dort die Milch ab, inzwischen besorge ich den Auftrag und hole Dich wieder ab."

„Es ist gut, Karl," entgegnete eine Mädchenstimme, „aber Du mußt Dich eilen, denn Du weißt, daß Marianne auf mich wartet."

Karl! Marianne! Der Mann in der Scheune lauschte schärfer.

„Warte Lieschen," begann die Männerstimme wieder; „ich helfe Dir die Milcheimer hineintragen." Darauf folgte eine Pause. Dann sagte die Männerstimme scherzend: „Es soll mir ein Mädchen kommen, die so nett und hübsch aussieht wie Du;" und darauf vernahm man die scheltenden Worte des Mädchens: „Hör' auf, Karl, Du wirst mir zu dreist;" worauf die Männerstimme entgegnete: „Ich werde wirklich auch immer närrischer, je hübscher Du wirst."

Gleich darauf sagte Karl laut: „Michel, Du mußt einmal nach dem Trunkenbold sehen, ob er seinen Rausch ausgeschlafen hat."

Dann entfernten sich Karl und Lieschen. Ersterer, um einen Auftrag für Marianne auszurichten, Letztere, um die Milch nach der Mühle zu bringen, wo sie täglich abgeliefert wurde.

„Der Trunkenbold!" brummte der Mann in der Scheune vor sich hin, „Karl! Marianne! Wahrhaftig! Ich bin in Marianne Schwest's Hause zu Ostbach!"

Ein halbes Stündchen später kam Michel, der Knecht, zu Marianne in die Stube und sagte ihr, daß

der Mensch, den sie gestern Abend aufgenommen habe, durchaus allein mit ihr sprechen wolle.

„Gib' ihm diesen Groschen," entgegnete Marianne, „und heiß' ihn geh'n."

Michel ging hinaus.

Gleich darauf entstand Lärm im Hausflur. „Und ich sage, daß ich sie sprechen will!" polterte eine Stimme, und bevor Michel es verhindern konnte, stand der fremde Mensch in der Stube, vor dem Tisch, an welchem Marianne saß und den Morgensegen las.

Marianne sah ihn an, aber ein Schreckensruf entfuhr ihren Lippen, denn sie erkannte in dem Manne vor ihr den Kampmartin, Karl's Vater.

„Ist es möglich!" rief sie aus; „Ihr hier! Ist es denn möglich!"

„Ja, ich bin es," entgegnete der Elende; „und wahrhaftig, ich sehe miserabel genug aus, daß es kein Wunder wäre, wenn Ihr mich nicht erkannt hättet."

„Michel," sagte Marianne zu dem Knecht, der den fremden Kerl neugierig anstarrte; „geh' nur hinaus, wenn ich Dich nöthig habe, werde ich rufen."

Der Knecht ging hinaus.

„Ich bin sehr zurückgekommen," sagte Kampmartin und blickte recht frech in Marianne's Gesicht; „es ist mir schlecht ergangen in Amerika."

„In Amerika?" frug Marianne ganz empört; „als ob ich nicht wüßte, daß Ihr das Geld durchgebracht habt und dann für Eure schlechten Streiche in's Gefängniß gekommen seid."

Martin blickte bitterbös nach ihr hin, aber die

resolute Person ließ sich nicht erschrecken und fuhr fort: „Meint Ihr, daß wir hier außerhalb der Welt leben? Denkt Ihr, mir Lügen und Märchen aufzubinden? Ihr könnt die Mühe sparen, denn ich weiß sehr wohl, daß Ihr das Reisegeld durchgebracht, dann gestohlen, und dafür zehn Jahre gesessen habt. Daß Ihr aber so unverschämt sein könntet, mir wieder unter die Augen zu treten, das hätte ich nicht für möglich gehalten."

Darauf versuchte der Kampmartin mit den gräßlichsten Schwüren zu betheuern, daß dies alles nicht so sei und daß er wirklich direct aus Amerika komme, wo er Tiger und Löwen gejagt und Schlangen und Krokodile erlegt habe, aber Marianne erwiederte nichts darauf, denn sie war bleich und stumm vor Zorn und hätte nicht gedacht, daß man so schändlich lügen könne.

Nach einer Pause fiel ihr jedoch ein, daß Karl des entsetzlichen Menschen Kind sei, Karl, der keine Ahnung davon hatte, wie schlecht sein Vater und wie tief derselbe gesunken war. Sie begann dem Alten zuzureden und ihm vorzuhalten, wie verächtlich er geworden sei und daß sein eigenes Kind sich vor ihm entsetzen müsse.

Widerlich lachend trat der Mensch ihr einen Schritt näher und sagte: „Laßt gewesen sein was vorüber ist, Ihr seid die Einzige, die mir helfen kann. Wenn Ihr ein Herz habt, so könnt Ihr Karl's Vater nicht im Elend verkommen lassen. Ihr wißt, daß ich Euch gut war, und da Ihr meinem Söhnchen eine Mutter geworden seid, so wäre es das beste, ihm auch den Vater wiederzugeben. Was meint Ihr?" frug er und näherte

sich ihr grinsend. Marianne erhob sich von ihrem Stuhl. Sie zitterte vor Unwillen so heftig, daß sie sich an der Lehne festhalten mußte. Die Hand abwehrend ausgestreckt, vermochte sie nichts hervorzubringen als: „Fort! Fort! Widerlicher Mensch!"

* *
*

Fröhlich miteinander plaudernd waren Lieschen und Karl nach Hause zurückgegangen. Des Mädchens Wangen glühten und der Bursche strahlte im Gesicht vor Glückseligkeit. Lieschen hatte noch in den Ställen zu thun; Karl ging sofort in die Stube.

Noch bevor er dieselbe betrat, war es ihm, als vernähme er ein Rufen nach Hilfe. Das Blut stieg ihm zu Kopf und er trat eilig ein. Da erblickte er einen Mann, der mit dem Rücken gegen ihn, vor Marianne's geöffneter Commode stand, während diese selbst stöhnend am Boden ausgestreckt lag.

Mit einem Schrei der Wuth stürmte Karl auf den Räuber zu. Dieser wendete sich um und Karl, der in der Gestalt den Trunkenbold von gestern Abend, den er nur undeutlich gesehen, bereits erkannt hatte, blickte ihm nun in das Gesicht und wankte erbleichend zurück — denn wie ein Blitz durchfuhr ihn die Gewißheit, daß der Mann, der seine geliebte Wohlthäterin überfallen hatte, derselbe war, für den sie ihn an jedem Abend hatte beten gelehrt — daß es sein eigener Vater war.

Was in den nächstfolgenden Minuten geschah, wußte Karl nicht. Ein heftiger Stoß, den sein entfliehender

Vater ihm vor die Brust gab, betäubte ihn kaum mehr, als es der entsetzliche Eindruck der ganzen Scene gethan hatte. Erst nach längerer Zeit trat Lieschen ein und erblickte Marianne am Boden liegen und Karl wie sinnlos an der geöffneten Commode stehen. Sie schrie laut auf und rief Michel zu Hilfe. Marianne hatte einen Knebel im Munde und war an den Händen gebunden. Sie schien fast leblos und nachdem Michel die Magd gerufen hatte, eilte er zum Arzt. Lieschen und die Magd setzten die arme Marianne in den Lehnsessel. Als Karl sie so bleich und ohne ein Lebenszeichen sitzen sah, stammelte er mühsam: „Ist sie todt? Ist sie wirklich todt?"

Nachdem der Arzt die Kranke gesehen und Anordnungen für sie getroffen hatte, erklärte er, daß es seine Pflicht sei, dem Gericht die Anzeige des Vorfalls zu machen. Kurz darauf erschien der Untersuchungsrichter. War Karl's seltsames Aussehen und Gebahren schon dem Arzt aufgefallen, so geschah dies noch mehr dem Untersuchungsrichter gegenüber und beide Herren waren nicht sehr erstaunt, als der junge Mann sogleich auf die ersten an ihn gerichteten Fragen erklärte, daß er selbst den räuberischen Ueberfall an Marianne Schwest begangen habe.

Lieschen gerieth hierüber in Verzweiflung. Sie fiel vor dem Richter auf die Knie und während ihre wunderhübschen Augen angstvoll zu demselben aufsahen, rief sie: „Glaubt es nicht, es ist nicht wahr!" Dann wendete sie sich mit von Thränen überströmtem Gesicht zu Karl und flehte: „Sage die Wahrheit, sage nein, nein,

denn es ist ja nicht möglich! Ich weiß, daß Du es nicht gethan hast, der Trunkenbold ist es gewesen, den wir gestern am Wege fanden und kein anderer! Ich beschwöre Dich, sprich die Wahrheit."

Karl blieb schweigend, aber noch bevor der Richter weitere Erkundigungen einziehen konnte, war Marianne völlig wieder zu sich gekommen und als sie erfahren hatte, um was es sich handle, erklärte sie sogleich, daß Karl in der Verwirrung sich falsch angeklagt habe und nicht schuldig sei. Zugleich aber verschwieg sie den Namen desjenigen, der sie so schändlich mißhandelt und ihre Kraft gebrochen hatte. Sie wollte nicht die Anklägerin des Mannes sein, dessen Kind sie lieb hatte.

* * *

Dieser schreckliche Vorfall hatte mit einem Male alles verändert. Marianne war von Schreck und Betrübniß so schwer getroffen, daß sie zusehends kränkelte. Das schnitt dem guten Karl in's Herz und er konnte Tag und Nacht keine Ruhe finden. Jedes milde Wort der allezeit gütigen Pflegemutter schmerzte ihn. Mehr aber als alles drückte ihn Lieschens Kummer. Das arme Mädchen wußte nicht, was sie von alldem denken sollte, und da niemand ihr eine Aufklärung gab, kam sie nach und nach auf den Gedanken, daß Karl sie nicht mehr liebe. Wenn sie ihm oft mit Seelenangst lange in das Gesicht sah und es traf sie unvermuthet ein Blick aus seinen traurigen Augen, dann freilich fühlte sie, daß sein Herz noch immer ihr gehöre, aber sie em-

pfand auch, daß ein ihr unerklärliches Etwas zwischen ihnen lag. Was dies war, konnte sie nicht ergründen, denn da sie von Kindheit an wähnte, daß Karl's Vater nach Amerika ausgewandert und dort ein besserer Mensch geworden sei, konnte der wahre Zusammenhang ihr nicht leicht in den Sinn kommen.

Marianne war wieder etwas besser geworden, aber sie konnte doch das Bett noch nicht verlassen. Eines Abends schlief sie und Lieschen schlich von ihrer Seite, um sich in der Wohnstube, wo sich das arme Mädchen unbeachtet wußte, einmal recht satt weinen zu können. Karl kam in der letzten Zeit fast gar nicht mehr herein und sie sah ihn überhaupt selten.

Sie setzte sich auf einen Schemel und dachte an die schöne vergangene Zeit, an die Tage der Kindheit, als Karl sie in die Schule begleitete und sie mit ihm auf der Schaukel saß, wenn Marianne diese in Bewegung setzte. Das Herz war ihr voll zum Zerspringen und sie weinte einmal recht bitterlich. Da hörte sie Schritte. Die Thür öffnete sich und Karl trat ein. Lieschen hatte ihn und er hatte das Mädchen hier nicht erwartet. Beide waren daher überrascht und blickten sich stumm einander an. Karl sah recht kummervoll und bleich aus. Da kam es über das Mädchen, sie wußte selbst nicht wie, und sie that etwas, was sie sonst gewiß nicht gethan haben würde. Sie sprang auf, eilte auf Karl zu, schlang ihre Arme um seinen Nacken und preßte schluchzend ihre Lippen auf die seinigen. Karl drückte das Mädchen fest an sich und Schmerz und

Wonne durchströmten seine Brust so heftig, daß er fast zu ersticken glaubte.

Gewaltsam riß er sich dann plötzlich los und bevor Lieschen sich besinnen und ihn anreden konnte, war er hinausgeeilt in die stille Herbstnacht. Das Mädchen kehrte an das Krankenbett der Pflegemutter zurück und suchte den Kummer des Herzens zu beschwichtigen; aber bald wurde sie von einer Angst überfallen, die sie nicht bemeistern konnte. Sie ging hinaus und wollte Karl aufsuchen, aber sie fand ihn nirgends, nicht in der Kammer, nicht im Hof und nicht im Stall. Voll Angst und Sorge um ihn, mußte sie sich doch verstellen, um Marianne nichts merken zu lassen, und sie verlebte eine schreckliche Nacht. Am andern Morgen blieb kein Zweifel, daß Karl das Dorf verlassen habe — niemand wußte, wohin er sich gewendet hatte.

* * *

Marianne war grade an diesem Morgen so gestärkt und heiter erwacht, daß sie nicht nur das Bett verließ, sondern auch aus der Kammer ging und sich in die Stube setzte. Es konnte nun nicht fehlen, daß sie bald darauf nach Karl fragte und Lieschen sah sich genöthigt, der guten Pflegemutter die Ursache ihrer Besorgniß mitzutheilen. Marianne schwieg eine Weile und bezwang ihre eigene Unruhe, worauf sie allerlei Vermuthungen wegen Karl's Entfernung aussprach und zuversichtlich meinte, er werde am Abend wieder zurückkehren.

Gegen Abend brachte der Postbote einen Brief. Mit zitternden Händen erbrach ihn Marianne. Er war in der Stadt, zwei Meilen von Ostbach, aufgegeben. Sie konnte ihn vor Aufregung nicht selbst lesen und Lieschen mußte es für sie thun. Karl nahm in dem Brief Abschied von der geliebten Pflegemutter und dankte ihr für all' die Liebe und Treue, die sie ihm erwiesen. Mit schlichten Worten bekannte er, daß es ihm täglich das Herz zerrissen habe, wenn er sie leidend gesehen, und daß er nicht bleiben könne, da er ihren Kummer nicht mit ansehen und auch Lieschen nicht täuschen und hintergehen wolle. Jedes Wort, das er in der letzten Zeit mit dem Mädchen gesprochen, habe ihm eine Lüge geschienen; es sei unmöglich, daß er jemals glücklich werden könne, und darum gehe er fort in die ferne Welt, wo fremde Menschen niemals etwas von seiner Schande erfahren sollten.

Als Lieschen den Brief gelesen hatte, war Marianne mit einem Male wie umgewandelt. Ihre resolute Natur ermannte sich bei der drohenden Gefahr und gab ihr rasch einen Entschluß an die Hand. Wie hatte sie auch so schwach sein und dem guten Burschen ihre Hinfälligkeit merken lassen können, sagte sie vorwurfsvoll zu sich selbst. Sie fühlte sich in diesem Augenblick völlig hergestellt. Das erste, was sie that, war, daß sie Lieschen über die Ursache all' der seltsamen Vorgänge der letzten Zeit aufklärte, und so ergreifend auch diese Mittheilungen waren, so gossen sie doch Trost in des Mädchens Herz. Lieschen erkannte, daß Karl ein braver Mensch geblieben und seine Liebe zu ihr wahr und

treu sei. In aller Frühe des andern Morgens wollte Marianne mit Lieschen nach der Stadt fahren, um die Spur des Entflohenen zu suchen. Wie dies geschehen solle, wußten die beiden unerfahrenen Bäuerinnen nicht, aber in ihrem einfachen Gottvertrauen gelobten sie sich, nicht eher zu ruhen, bis sie den Verlornen gefunden und zurückgebracht hätten.

Der Herbstnebel senkte sich in der Frühe des folgenden Morgens auf die kahlen Felder und die aufsteigende Sonne verhieß einen herrlichen Tag. Marianne hatte sich warm eingehüllt und saß mit Lieschen im Wagen, den Michel nach der Stadt lenkte. Die Fahrt ging über Altheim. Die beiden Frauen sprachen kein Wort zusammen, aber jede war voll Sorgen und Erwartungen. Lieschen verließ sich ganz auf den Verstand und die Umsicht der Pflegemutter, allein Marianne selbst kam nach und nach zur Besinnung und wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, um den theuren Pflegesohn wieder zu finden.

So kamen sie in der Stadt an. Der Wagen blieb im Wirthshause und Marianne ging mit Lieschen durch die belebten Straßen. Schöne Kutschen rollten an ihnen vorüber, Hunderte von geschäftigen Menschen drängten sich längs den prächtigen Häusern und auf allen Gesichtern malte sich der Abglanz des sonnigen Octobertages. Nur in den Herzen der beiden einfachen Bäurinnen sah es trüb und kummervoll aus. Marianne überlegte, wohin sie sich wenden solle, um Erkundigungen einzuziehen. Auf ihrem Dorfe war ihr das alles leichter erschienen, jetzt verlor sie fast den Muth.

Da stieß Lieschen plötzlich einen leisen Freudenruf aus, packte krampfhaft mit der einen Hand den Arm der Pflegemutter und deutete mit der andern nach einer Straßenecke hin. Wirklich! da stand er, das Gesicht abgewandt, nach einer langen, breiten Straße hinschauend, in welcher ein großes Haus mit vergitterten Fenstern stand, vor dessen Thore zwei Schildwachen auf und ab gingen. Eilig schritten die beiden Frauen auf den jungen Mann zu, und bevor er die Herannahenden bemerkte, hatte Marianne seine rechte und Lieschen seine linke Hand gefaßt und mit dem Tone der innigsten Liebe riefen sie ihn beim Namen.

Wie aus einem bösen Traum aufgeschreckt, fuhr Karl zusammen. Er blickte in das treue Auge der Pflegemutter und der Ruf freudigen Erstaunens entfuhr seinen Lippen, als er sie fast genesen vor sich sah. Dann wendete er sich zu Lieschen, deren Blick ebenfalls dem seinigen begegnete. Nicht das schalkhaft heitere Auge des Kindes, aber der innige Ausdruck der in Schmerz und Angst voll aufgeblühten Liebe sprach daraus zu ihm und er vergaß fast sein Unglück, als er so mitten zwischen diesen beiden Wesen sich von ihrer unwandelbaren Treue umgeben fühlte.

In diesem Augenblick wurde das Thor des großen Hauses mit den vergitterten Fenstern geöffnet und von Soldaten mit gezogenen Säbeln begleitet, schritten paarweise eine Anzahl Menschen daraus hervor, die in grau leinenen Anzügen, mit grauen Mützen auf dem Kopfe, durch die ziemlich menschenleere Straße entlang geführt wurden. An ihren Füßen trugen sie Ketten

und bei jedem Schritt vernahm man das unheimliche Gerassel.

War Karl's Gesicht eben noch von der Röthe freudiger Ueberraschung gefärbt, so wurde es bei diesem Anblick mit einem Male von tödtlicher Bläße bedeckt. Krampfhaft hielt er die Hände der beiden Frauen fest, trat einen Schritt vor und indem seine Augen fast aus ihren Höhlen traten, starrte er auf die in gemessenem Schritt vorbeiziehenden Sträflinge hin, jeden einzelnen davon mit scharfem Blick musternd.

Als die ganze Reihe vorüber war, ließ Karl die Hände der beiden Frauen los, strich mit der Rechten über die Stirn und stieß wie abwesend in Gedanken die Worte hervor: „Er war nicht dabei! Alle, alle waren da, die ich gestern gesehen, nur Er nicht! Und gestern doch! gestern, hier, an derselben Stelle!"

Nun fand Marianne ihre ganze Fassung wieder. Sanft redete sie dem jungen Manne zu, sagte ihm, daß Lieschen alles wisse, daß sie gekommen seien, ihn zurückzuführen, und daß die Schuld des Vaters nicht dem Sohne zugerechnet werden könne. Sie sprach überzeugend und kräftig, denn ihr Herz lehrte sie die Worte.

Karl ließ sich bereden. Er war fast wie ein Kind und folgte ihnen nach dem Wirthshause, wo Michel mit dem Wagen hielt. Dort sprachen sie sich aus. Karl erzählte, daß er gestern Abend schon in seiner Verzweiflung entschlossen gewesen, weiter zu wandern; da sei er, nachdem er den Brief an Mariannen zur Post gebracht habe, an jener Straßenecke vorübergekommen, wo sie ihn heute gefunden, und ebenso wie heute

seien die Kettensträflinge vorübergeführt worden, um zur Schanzenarbeit zu gehen. Mechanisch habe er sie alle in's Auge gefaßt, ohne zu ahnen, daß sein Vater sich dazwischen befinden könne. Da habe er diesen plötzlich erblickt. Bleich und gebrochen sei der alte Mann zwischen den andern einhergeschritten, mühsam und schwer athmend habe er sich fortbewegt, ein Bild geistiger und körperlicher Zerrüttung. Das habe ihn so übermannt, daß er nicht fort gekonnt, denn das Bild des unglückseligen Sträflings habe ihm auf Schritt und Tritt entgegengestanden und ihn wieder zu der Stelle hingetrieben, wo er ihn gestern gesehen. Heute aber wäre derselbe nicht mehr dazwischen gewesen und nun wisse er nicht, was er davon denken solle.

Nach vielem Hin- und Herreden — weder Marianne noch Karl wußten sich zu erklären, wie der Kampmartin wieder in's Zuchthaus gekommen sei — kam endlich Lieschen auf den Gedanken, daß sie mit Karl nach dem Director der Strafanstalt gehen und sich dort nach dem Alten erkundigen wolle. Marianne sollte im Wirthshaus bleiben und sie erwarten, da die Aufregung ihr zu gefährlich werden könne. Dieser Vorschlag leuchtete den andern ein und sie schritten zur Ausführung.

Im Zuchthaus erfuhren die jungen Leute bald den Zusammenhang. Martin Kamp hatte bald nach dem Versuch des Einbruchs in Ostbach in der Stadt selbst einen solchen Versuch wiederholt, wobei er ergriffen und verurtheilt worden war. Dem alten Verbrecher war jedoch diesmal die härtere Strafe der Schanzenarbeit

zuerkannt worden und der von Ausschweifungen längst zerstörte Organismus widerstand der anstrengenden und frugalen Lebensweise nicht lange. Er hatte von Anfang an gekränkelt und seit gestern, wo ein gefährlicher Anfall ihn betroffen, war er in die Krankenstation der Strafanstalt gebracht worden.

Karl erlangte leicht die Erlaubniß, seinen kranken Vater zu sehen.

Lieschen drückte sich fest an Karl's Seite, als sie mit diesem in die Zelle eintrat, aber sie blieb nicht zurück und begleitete ihn bis an das Bett des todtkranken Verbrechers.

„Wer ist da?“ stöhnte dieser.

„Ich bin es, Vater,“ entgegnete Karl mit bebender Stimme; worauf der Kranke ihn groß ansah und dann, ohne ein Wort zu erwiedern, sich nach der Wand umdrehte.

„Ich bin Karl,“ begann der junge Mann wieder; „Euer Sohn, der von seiner frühesten Kindheit nichts weiter von Euch wußte, als daß er den lieben Gott täglich bat, Euch zu segnen und zu behüten.“

„Das hat auch was geholfen!“ höhnte der alte Sünder.

„Lästert nicht, Vater!“ mahnte Karl und setzte hinzu: „Wohl hat das Gebet geholfen, denn es hat mich, Euer Kind, bewahrt, daß ich das Andenken meines Vaters von früher Jugend an geschändet sah und darum gibt es mir auch jetzt noch das Zutrauen, daß ich Euch vor dem Tode versöhnt mit Gott sehen werde.“

„Vor dem Tode!“ stöhnte der Alte und blickte entsetzt auf. Ein krampfhafter Husten überfiel ihn dabei so heftig, daß Karl fast befürchtete, er werde sogleich den Geist aufgeben. „Ja, es ist wahr,“ fuhr er dann fort, „ich fühle es, daß meine letzte Stunde nahe ist.“ Dann schrie er mit Todesangst: „O Herr Gott! Gott! hilf mir! hilf mir!“ Darauf fiel er matt und stöhnend auf das Lager zurück.

Lieschen schauderte und es war gut, daß in diesem Augenblick der Wärter hereinkam, um ihnen zu sagen, die Frist sei abgelaufen, die zum Besuche des Kranken gestattet worden.

Karl zögerte nicht länger, und als er mit Lieschen fortging, kamen grade der Arzt und der Geistliche der Strafanstalt, um den Kampmartin zu besuchen. Karl sagte seinem Vater noch im Weggehen, daß er wiederkommen und während seiner Krankheit die Stadt nicht verlassen werde.

Marianne und Lieschen blieben nun mit Karl in der Stadt und Michel mußte vor der Hand allein nach Ostbach zurückfahren. Täglich besuchte Karl seinen kranken Vater, bis dieser mit reuigem Herzen, nachdem er seinen Sohn um Verzeihung gebeten und ihn beauftragt hatte, auch Marianne um ihre Vergebung zu bitten, seinen Leiden im Tode erlag.

Dann fuhr die Pflegemutter mit den beiden jungen Leuten nach dem Heimathsdorfe zurück, wo Marianne sich so vollständig wieder erholte, daß sie noch viele Jahre im Kreise der geliebten Kinder dem größer werdenden Hauswesen vorstehen konnte. Karl und Lieschen

wurden später ein glückliches Paar und ihr erstes Töchterchen erhielt den Namen Marianne.

Wohl traten die erschütternden Erlebnisse jener Tage in der Erinnerung immer mehr zurück, aber ihre Wirkung blieb eine segensreiche, denn die Liebe hatte in ihnen eine große Prüfung bestanden, und als die gute Pflegemutter hochbetagt starb, da umstand ihr Lager eine aufrichtig trauernde Gruppe guter Menschen, die mit tiefem Schmerz von ihr Abschied nahmen.

Der Rubricator.

(Nacherzählt.)

Eine der finstersten Nächte senkte sich auf die Stadt Paris herab. Die Feierabendglocke verstummte. Ohne die brennenden Fackeln vor den Pfeilern des Gebäudes würde man die niedrigen Säulen und gothischen Bogen des Palastes des Prinzen Philipp von Valois nicht erkannt haben, obgleich er an einem hervortretenden Ort, auf der höchsten Stelle des Greveplatzes, einer sandigen Strecke, die mit steiler Neigung bis zum Ufer der Seine hinablief, erbaut war.

Ein junger Mann trat aus einem der an den Palast anstoßenden Häuser hervor. Er schlug einen Theil seines großen Mantels über die rechte Schulter zurück, wahrscheinlich um nöthigenfalls sich seines eisenbeschlagenen Stockes, den er in der Hand trug, ungehindert bedienen zu können, und ging dann mit beschleunigten Schritten dahin. Nachdem er das Ufer erreicht hatte, ging er am Kloster und der Straße d'Hières vorüber und durcheilte den ganzen Quai des Ormes, welcher von den Straßen Paon Blanc und Fosgier-l'Anier begrenzt wird.

Dort mäßigte er endlich die Schnelligkeit seines

Ganges und schlug, noch ganz außer Athem, zweimal seine Hände gegeneinander.

Da öffnete sich die Thür eines ihm gegenüber gelegenen Hauses mit aller Vorsicht und eine junge, in eine lange Mantille eingehüllte Frau trat aus derselben hervor; sie ging auf den jungen Mann zu und bot ihm ihre zitternde Hand.

„Henryot," sagte sie mit aufgeregter Stimme nach längerem Schweigen, „lieber Henryot, dieses Rendezvous ist das letzte; Du mußt Dich morgen auf immer entfernen und nach einem fremden Lande reisen, denn unsere Liebe ist nicht mehr unschuldig und rein wie zur Zeit unserer Kindheit; sie grenzt — heilige Jungfrau, erbarme Dich meiner — sie grenzt an Ehebruch!"

Der junge Mann stieß einen unarticulirten Seufzer hervor.

„Ach! Ja, mein theurer Henryot, wir müssen uns trennen für das ganze Leben! Du mußt in Zukunft das Gedächtniß an Deine Margarethe Dir aus dem Sinne zu schlagen suchen, wie man einen schlechten Gedanken des bösen Geistes verscheucht. Lebe denn wohl! Lebe wohl, lebe wohl, Henryot!"

Bis dahin hatte er wie vernichtet von der Verzweiflung dagestanden; als er sie einen Schritt thun sah, um sich zu entfernen, fuhr er lebhaft auf und ergriff die Hand wieder, die sich soeben der seinigen entzogen hatte.

„Nein," rief er aus, „nein, Du gehörst mir! Meine Gattin bist Du. In unserer Kindheit, als wir beide in der nämlichen Wiege schliefen, plauderten

da nicht unsere Eltern vertraulich von der Absicht, uns mit einander zu verheirathen? Lächelten sie nicht und nickten bedeutsam mit dem Kopfe, wenn ich meine Spielsachen von keiner andern Hand berühren lassen wollte, als von der Hand meiner kleinen Margarethe? Als ich nach Flandern abreiste, um Gold zu verdienen durch das Ausmalen von Meßbüchern, kam man da nicht überein, daß nach vier Jahren, wo ich zurückkehren wollte, unsere Hochzeit gefeiert werden sollte? Habe ich nicht bemerkt, als ich Dir den Abschiedskuß gab, wie Deine Wangen von Thränen befeuchtet wurden, wie Deine Hand convulsivisch die meinige drückte? Und als Du mich nun wiedersahst — jetzt — o! sie haben trotz ihres Versprechens die Treue gebrochen! Sie haben Dich Arme und Schutzlose gezwungen, Dich ihrer elterlichen Macht zu beugen und Dich unter Thränen mit einem rohen alten Haudegen zu verbinden! Heilige Jungfrau! Ist der Eid, welcher Dich an Jenen kettet, heiliger als der, welcher Dich mit mir vereinigt? Ja, Du gehörst mir! Komm also, komm! Ja komm, laß uns fliehen! Wir finden im Hennegau ein Asyl, wo man uns nicht wird belästigen können."

Margarethe weinte bitterlich und antwortete ihm nicht.

„Komm! Laß uns aufbrechen!" wiederholte er mit Ungestüm.

Sie erhob das Gesicht, das ihre beiden Hände verdeckt hatten, und die Arme über die Brust kreuzend sagte sie:

„Henryot, bist Du es, der solche Reden gegen mich

führt? Du, der Du in, ach! glücklicheren Zeiten zu mir gesagt: Wahre Liebe besteht nur in der Achtung vor reiner und heiliger Tugend; ohne Pflichterfüllung keine Liebe! Henryot, wenn ich Deine unsinnige Bitte erfüllte, wie lange würde es wohl dauern, bis Du mich mit Geringschätzung anblicken müßtest, bis meine Gegenwart Dir zu einer schweren Last, zu einem Vorwurf, zu einer Strafe für Deinen Fehler werden würde? Nein, mein Freund, wir müssen scheiden, scheiden für ewig! Lebe wohl, lebe wohl!"

Sie entfernte sich schleunig; und er stand da wie vernichtet, mit starrem Blick, ohne ein einziges Wort hervorzubringen, ohne eine einzige Bewegung zu machen um sie zurückzuhalten, voll von unsäglichem Weh.

So verweilte er noch unbeweglich und den Tod im Herzen, als ein Angstschrei, den er vernahm, ihn aus seiner Betäubung aufrüttelte. Mit einem maschinenmäßigen auf Vertheidigung gerichteten Instinkt wandte er sich um und erhob seinen eisenbeschlagenen Stock. Die Schreie wurden deutlicher und er bemerkte beim Scheine des Mondes einen Mann, der sich gegen zwei andere vertheidigte. Henryot lief dem so unmännlich Angegriffenen zu Hilfe. Als er bei ihm ankam, lag der eine der Banditen bereits am Boden, der andere ergriff die Flucht, sobald er den neuen Gegner gewahr wurde.

„Der heilige Georg sei mit Euch!" sagte der Unbekannte mit einem sehr stark ausgeprägten englischen Accent. „Ohne Euch wäre es um mich geschehen gewesen; aber beeilen wir uns, diesen Ort zu verlassen!

Ich fürchte, daß jener Flüchtling sich Verstärkung herbeiholen wird, um mich in eine üble Lage zu bringen, in welche auch Ihr dann verwickelt würdet. Vollendet Euer gutes Werk und erlaubt mir, mich auf Euern Arm zu stützen, bis ich meine Wohnung erreiche, die nicht weit von hier ist. Denn der Blutverlust, welchen ich erleide, schwächt mich so sehr, daß ich mich nur mit Mühe aufrecht erhalte. Aber was sucht Ihr da noch neben dem Leichnam?"

„Meine Mütze."

„Mein Gott, machen wir uns nur sogleich ohne weiteren Verzug davon! Seht dorthin, es kommen da schon mehrere Personen und es könnte uns übel ergehen, wenn sie uns erreichen. Kommt also! Ich will Euch tausend andere Mützen geben als Ersatz für diejenige, die Ihr hier verloren habt."

Der Fremde stützte sich auf Henryot's Arm und beide entfernten sich.

Als sie eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, kamen sie vor einer Thür an, welche der Fremde vorsichtig öffnete und mit nicht weniger Sorgfalt wieder verschloß. Sie schritten nun über einen kleinen Hof und durch mehrere große Gemächer, in denen völlige Finsterniß herrschte. Endlich gelangten sie in ein mit reichen Tapeten ausgeschlagenes Zimmer und an dem hohen Kamine desselben saß eine Dame, in deren Gesichtszügen und Körperhaltung sich hoher Rang, aber zugleich auch melancholische Gemüthsstimmung aussprachen.

Als sie des bleichen, ermatteten und ganz mit Blut bedeckten Fremden ansichtig wurde, stieß sie einen lauten

Schrei aus und eilte mit den unzweideutigsten Zeichen von Zärtlichkeit und Verzweiflung auf ihn zu.

„Es hat nichts zu sagen, Isabella; meine Wunde ist nicht gefährlich," sprach der Begleiter Henryot's auf englisch.

„Edmund, Edmund, welcher Elende hat einen Angriff auf Euer Leben gewagt?"

„Euer Bruder, der König von Frankreich, oder wenigstens bewaffnete Diener seines Hauses. Zwei Männer, welche seine Livree trugen, haben mich unversehens überfallen. Der eine hat mit meinem Dolche Bekanntschaft gemacht, der andere ergriff die Flucht, als dieser junge Mann mir zu Hilfe kam."

Die Dame warf auf Henryot einen bewegten Blick, der eine lebhafte Dankbarkeit ausdrückte.

„Die Gefahr, der ich soeben entging," fuhr der Fremde, immer in englischer Sprache, fort, „ist nicht die einzige, welche uns jetzt bedroht. Erschreckt durch die Drohungen und gewonnen durch das Gold unseres Todfeindes, des Ministers Hugh Spencer, hat Euer Bruder Karl der Schöne soeben einen Vertrag unterzeichnet, nach welchem er Euch schon morgen der Rache Eduard's II. ausliefern will. Ihr wißt, welches schreckliche Loos der rachsüchtige König von England Euch, seiner Gattin, bereiten wird, als Rache dafür, daß Ihr ihn verlassen habt. Was mich selbst betrifft, so wird diese Wunde Euch darüber belehren, daß es nicht in ihrem Plane liegt, mich mit Euch zusammen nach England zu bringen, und daß sie große Eile haben, meine Grafschaft Kent als Erbschaft anzutreten."

„Und wie sollen wir einer solchen schrecklichen Gefahr entgehen?“

„Es gibt nur einen Ausweg und auch der ist zugleich sehr gewagt; wir müssen noch in dieser Nacht fliehen und Flandern zu erreichen suchen. Mein treuer Harrys wartet meiner in einiger Entfernung von Paris mit etwa fünfzehn bis zwanzig Bewaffneten, alle uns treu ergebene Engländer wie er selbst. Er hat seine Vorbereitungen getroffen, diese braven Leute zu sammeln, welche die mißtrauische Furcht Eures Bruders außerhalb Paris zu wohnen angewiesen hatte. Sobald es uns gelingt, mit ihnen zusammenzutreffen, sind wir gerettet; wir können dann ohne Furcht den Hof des Grafen von Hennegau erreichen, wo Wohlwollen, Hilfe und Schutz unser warten. Harrys hatte mir einen Führer gegeben, der mich durch die Straßen von Paris nach dem Orte geleiten sollte, wo unsere Escorte bereit steht; aber der Elende ergriff die Flucht, als er die beiden Mörder sah, die mich angriffen.“

Nachdem der Graf von Kent diese Mittheilung beendet hatte, wandte er sich an Henryot und fragte ihn auf französisch, ob er mit den Straßen von Paris vertraut genug sei, um ihn schleunig und sicher auf den Weg nach Flandern zu bringen. „Ich werde Euch reichlich belohnen,“ setzte er hinzu.

„Ich bedarf keiner Belohnung,“ erwiederte Henryot. „Ich will Euch schnell und sicher nach der Straße von Flandern führen, wie Ihr es wünscht.“

„Aufgebrochen also, und Gott und der heilige Georg mögen uns beistehen! Ihr, Theure, holt Euern Sohn

und nehmt Eure werthvollsten Kleinodien an Euch; ich gehe, um einen Zelter und zwei Reitpferde zu satteln."

Nach wenigen Minuten kam der Graf von Kent zurück und meldete, daß alles bereit sei. Die Königin, welche ihr Kind auf dem Arme trug, folgte ihm mit Henryot, und alle drei machten sich auf den Weg, anfangs im Schritt und mit Vorsicht, bald darauf aber im Galopp und mit aller Geschwindigkeit ihrer Pferde.

Der Tag begann bereits zu dämmern, als sie noch immer mit derselben Geschwindigkeit dahinjagten. Mit ihrem Schmerz und ihrer Gefahr beschäftigt, hatte keiner von den Dreien bisher ein Wort gesprochen. Auch das Kind schlief seinen Schlummer ruhig weiter.

Die Königin hatte mehrmals die Züge ihres Führers beobachtet und der Ausdruck tiefen Schmerzes darin war ihr nicht entgangen. Sie unterbrach zuerst dies düstere Schweigen, indem sie sich mit folgenden Worten an Henryot wendete:

„Jetzt, wo wir auf dem richtigen Wege sind und unsere Escorte ganz in der Nähe sein muß, würdet Ihr gut thun, wenn Ihr wieder umkehrtet; denn wenn man es entdeckt, daß Ihr unsere Flucht begünstigt habt, so könnte Euch dies das Leben kosten."

Henryot seufzte und schien aus einer Art Lethargie zu erwachen.

„Das Leben hat für mich keinen Werth mehr," sagte er.

„Und warum?" frug theilnahmvoll die Königin.

„Das, was mich hätte glücklich machen können, habe ich für immer verloren," erwiederte Henryot.

„So jung noch und schon hoffnungslos unglücklich? Wie geht das zu?“

Henryot erzählte mit wenigen Worten sein trauriges Liebesverhältniß mit Margarethen. Diese Mittheilung machte auf die Königin einen tiefen Eindruck. Eine so keusche und edle Liebe war ein bitterer Vorwurf für diejenige, welche sich durch ihre Leidenschaft so weit hatte hinreißen lassen, zwei Königreiche zu Zeugen ihrer sträflichen Liebe zu dem Bruder ihres Gemahls, zu dem Grafen von Kent, zu machen.

Und mit schmerzlich beklommenem Herzen richtete sie ihre thränenerfüllten Augen auf den, um dessentwillen sie Ruhe, Glück, Thron, Gewissen und Ruf geopfert hatte; sie suchte Trost im Blicke des heißgeliebten Mannes. — —

Aber die Lippen Kent's waren zu einem spöttischen Lächeln verzogen; er machte sich lustig über das ungemeine Zartgefühl Henryots, der Margarethen lieber für das ganze Leben entsagt hatte, als ihr die Gewissensbisse und Scham aufzubürden, welche die Folge ihrer Flucht aus dem Hause des Gatten gewesen sein würden.

Als Isabella die Ironie in Kent's Blicken bemerkte, als sie das Herbe seiner Spötterei vernahm, bemächtigte sich zum ersten Mal ein schrecklicher Zweifel der unglücklichen Fürstin; sie fragte sich, ob der Graf sie auch in Wahrheit liebe; ob diese Zärtlichkeit, welche ihr Opfer in so viel Schmach und Elend gestürzt hatte, nicht eine kalte Berechnung des Ehrgeizes sei. Ach, sie wagte nicht, sich ernstlich in solche Erwägungen zu ver-

tiefen; sie wandte ihr Gesicht ab, um nicht plötzlich eine fürchterliche Wahrheit zu sehen, die sie sich jetzt zum ersten Mal als möglich vorstellte. O, sie büßte in diesem Augenblick grausam für den Fehltritt, den sie begangen hatte.

Jetzt erreichten die Reisenden das Gefolge, welches auf sie wartete. Die Königin überreichte Henryot einen kostbaren Ring, den sie ihn als ein Andenken an sie anzunehmen bat. Der Graf von Kent nahm ihn mit ernster Miene beiseite:

„Junger Mann," sprach er, „dadurch, daß Ihr uns Hilfe geleistet habt, habt Ihr vielleicht mehr zu Eurem eigenen Besten gethan, als Ihr Euch vorstellen könnt. Wenn unsere liebe Frau und der heilige Georg uns beistehen, so sollt Ihr an den heutigen Tag noch erinnert werden."

Nach diesen Worten verfügte er sich zu seiner Escorte und Henryot begab sich auf den Rückweg nach Paris, um sich an seine Arbeit zu begeben und in seiner einsamen Kammer die Buchstaben eines Manuscriptes zu verzieren.

* *
*

Zu der Zeit, wo die Ereignisse, welche wir schildern, sich zutrugen — im Jahre 1325 — unter der Regierung König Karl IV. mit dem Beinamen des Schönen, weil er, wie ein Chronist erzählt, ein Mann von stattlichem Aeußern war und große Lust zu Liebes=

händeln hatte, wurde die Malerei größtentheils nur zur Verzierung von Manuscripten angewendet. In dieser Art Miniaturmalerei hatten die Geduld und Geschicklichkeit der sogenannten Rubrikenmaler höhe Erfolge und erreichten einen wunderbaren Grad von Vollkommenheit. Wenn man die kostbaren und seltenen Bände durchblättert, die aus jener Epoche noch erhalten sind, erstaunt man über die reichen Verzierungen, welche sich am Rande hinziehen, auf den Anfangsbuchstaben funkeln, sie mit einer Art aus Gold und Azur gewobenen Gaze umgeben, zwischen den beiden Spalten einer Seite hinablaufen und unten in einer zugespitzten Schlußvignette endigen.

Ein Manuscript war damals ein kostbarer Schatz. Fünfundsechzig Jahre nach der Zeit, von der wir sprechen, besaß Karl VI. nur sechs Bände in seiner Bibliothek; ein doppelter Verschluß, der mit besonderem Schlüssel geöffnet werden mußte, verhinderte das Blättern in denselben, und wenn ein Herr von hohem Rang an den Hof des Königs kam, wurde ihm die Vergünstigung zu Theil, die kostbaren Bände sehen zu dürfen. Er gerieth dann in Entzücken vor dem hölzernen Deckel, der mit goldenen Figuren überzogen und mit Topasen und Smaragden verziert war. Wenn er dann auf seinen feudalen Edelsitz zurückgekehrt war, erzählte er der erstaunt zuhörenden Schloßherrin, wie man diese Arbeit irgend eines Leibeigenen oder unbekannten Mönches mit so vielen Schätzen verschönert und mit Summen Goldes bezahlt habe, während er, der hohe mächtige Herr, vor Scham erröthet sein würde, wenn er im Stande gewesen

wäre selbst zu lesen, denn das erschien eines Ritters unwürdig.

Die Profession des Rubricators oder Rubrikenmalers war eine sehr gewinnbringende, da im vierzehnten Jahrhundert ein Mann, der zu lesen verstand, für einen Gelehrten galt, und da jemand erst nach langen und ernsten Studien dahin gelangen konnte, die Malereien der Manuscripte in einem vollendeten Grade anzufertigen.

Als Henryot in seiner Wohnung wieder angekommen war, setzte er sich an einen großen Tisch, auf welchem Pinsel, Farben und alle sonstigen zu seinem Gewerbe erforderlichen Geräthschaften bereit lagen. Aber vergebens suchte er zu arbeiten. Die Erinnerung an die merkwürdigen Vorfälle, welche er seit dem gestrigen Abend erlebt, erfüllten seine Phantasie und versenkten ihn in die tiefste Träumerei. So saß er eine Weile, als die Rufe einer großen Menschenmenge, die sich vor seinem Hause gesammelt hatte, ihn aus seinem Hinbrüten aufschreckten. Gleich darauf traten Häscher in sein Gemach, überfielen ihn, knebelten ihn, und führten ihn durch eine aufgeregte, ihn beschimpfende und bedrohende Menschenmenge, die ihn einen Elenden und Mörder nannte, nach dem Gefängnisse.

Als sich die Thore des Gefängnisses hinter ihm geschlossen hatten und bevor er noch in eine abgesonderte Zelle abgeführt worden war, öffneten sie sich wiederum mit großem Geräusch unter doppelten Verwünschungen des Volkes.

Man brachte Margarethen mit gefesselten Händen

und bewußtlos in den Armen eines der Bewaffneten liegend, herein.

Schon etwa drei Monate saß der Rubrikenmaler allein in seiner Zelle, und kein anderes Menschenantlitz hatte sich seinen Blicken gezeigt als das finstere Gesicht seines Kerkermeisters, eines gefühllosen Menschen, aus dem er niemals ein Wort hatte herauslocken können, um zu erfahren, aus welchem Grunde man ihn der Freiheit beraubt hatte. Er stellte hierüber tausenderlei Vermuthungen auf, ohne zu wissen, an welcher er festhalten könnte. Wenn der Fremde, dessen Flucht er begünstigt hatte, die Ursache seiner Gefangenschaft war, wie konnte man dann Margarethen in eine Angelegenheit verwickeln, an der sie, selbst indirect, nicht den geringsten Antheil hatte? Woher jene Rufe der Bevölkerung, die er noch immer zu vernehmen glaubte: Räuber! Mörder!

Es war das ein Labyrinth, in welchem sich die Einbildungskraft des jungen Mannes verlor; und die Ungewißheit, die ihn beunruhigte, war für ihn vielleicht eine noch härtere Strafe als der kalte Raum, in welchem er halb nackt auf ein wenig feuchtem Stroh lag.

Eines Morgens traten vier Männer herein und nachdem sie sich mit größter Sorgfalt davon überzeugt hatten, daß seine Fesseln in gutem Zustande seien, führten sie ihn mit sich hinweg.

Jetzt herrschten die schönen Tage des Frühlings, die Luft war rein und lind, der Himmel blau und strahlend. Als er den düstern und verpesteten Ort verließ, wo er nun schon so lange geschmachtet hatte, durchlief

ein wonniger Schauer seine Glieder; ein unbeschreibliches Wohlbefinden bemächtigte sich seines ganzen Seins und diese rein physische Empfindung ließ ihn einen Augenblick seinen nagenden Schmerz und die eigenthümliche Lage, in der er sich befand, vergessen.

Die Stimmen seiner Umgebung und der Befehl, weiterzugehen, führten ihm bald genug wieder das Entsetzliche seiner Lage vor die Augen.

Man ging durch mehrere Straßen und führte ihn dann in einen großen Saal, in welchem sich Richter und eine große Volksmenge versammelt hatten. Beim Eintritt Henryot's ging ein Murmeln des Unwillens durch die Reihen der Zuschauer und vermehrte sich noch, als er beim Anblick der unglücklichen Margarethe einen herzzerreißenden Schrei ausstieß und auf sie zu eilen wollte.

Er mußte sich auf eine Bank setzen, die derjenigen, auf welcher die arme Margarethe sich in Fesseln befand, gegenüberstand.

Der Vorsitzende der Richter sagte dann:

„Henryot Mahu, Ihr seid der Mörder des Peter von Maurepas, zu seinen Lebzeiten Dienstmann des Hauses Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Ihr habt ihn verrätherisch ermordet, indem Ihr ihm des Nachts in seinem eigenen Hause auflauertet, und ihn auf die Straße gezogen mit Hilfe von Margarethe Beaumin, seiner Frau, welche Euch für jenen Abend ein Rendezvous gegeben, zu dem Zwecke, besagten Maurepas zu ermorden. Die Justiz des Königs hat, als sie den Leichnam aufheben ließ, nicht weit davon diese

Mütze hier gefunden; im Futter derselben war ein zusammengerollter Pergamentstreifen verborgen, der folgende Worte enthält: „Diesen Abend, Henryot, wenn die Feierglocke ertönt, zum letzten Mal.“ Er ist von Margarethen geschrieben; denn thörichter Weise hat man ihr die Schreibkunst gelehrt, welche sich nur für die Mönche geziemt, um die heiligen Bücher zu lesen und zu vervielfältigen, und für die Männer des Gesetzes, um dasselbe auszulegen. Viel klüger würde man gehandelt haben, wenn man sie in ihrer Unwissenheit gelassen hätte, welche einer Frau zukommt, die in der Furcht Gottes und in der Beobachtung der Pflichten ihres Standes erzogen ist. Henryot Mahu, was habt Ihr zu erwiedern?“

Henryot, todtenbleich zusammenbrechend unter der Last dieser schrecklichen Anklage, bei welcher der Schein in so unseliger Weise gegen ihn war, vermochte nur mit heiserer Stimme die Worte hervorzubringen: „Sie ist unschuldig.“

„Und Ihr, Margarethe Beaumin?“

Die junge Frau erhob sich und sagte: „Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin, und Henryot auch!“

Rufe des Unwillens erhoben sich von allen Seiten und verhinderten sie, weiterzusprechen. Sie setzte sich mit Ruhe wieder nieder.

Henryot, der sich von seiner ersten Erschütterung wieder erholt hatte, wollte jetzt auseinandersetzen, durch welche Reihe von Ereignissen er das Opfer eines so täuschenden Scheines geworden sei; aber der Richter

hörte ihm mit ungläubiger Miene zu und die Zuschauer wiederholten von allen Seiten: „Sie sind schuldig! Der so schändlich gemordete Peter von Maurepas muß gerächt werden!“

Der Richter erhob sich, um den Urtheilsspruch vorzulesen; derselbe verurtheilte Henryot Mahu und Margarethe Beaumin als Mörder und Ehebrecher, „daß sie sollen auf dreierlei Weise gerichtet werden, nämlich, sie sollen bei Trompetenschall auf einer Hürde durch die ganze Stadt gezogen werden, von Straße zu Straße, und dann vor das Haus der besagten Margarethe Beaumin geführt; hier sollen sie auf eine Leiter gebunden werden, so hoch, daß Jedermann, Groß und Klein sie sehen könne. Wenn sie gebunden sind, wird man ihnen die rechte und dann die linke Hand abhauen und ihnen die Zunge herausreißen. Hierauf wird ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen und in das Feuer geworfen werden; wenn dann besagter Henryot Mahu und Margarethe Beaumin in dieser Weise zugerichtet sein werden, wird man ihnen die Köpfe abhauen und sie werden in vier Theile zerrissen und in die vier Hauptstraßen der Stadt Paris gesendet werden.“

* * *

Der Palast Saint Paul erhob sich an den Ufern der Seine, nicht fern von dem Ort, wo sich die ersten Vorfälle dieser Erzählung zutrugen. Es war ein umfangreiches Gebäude und bestand aus vielen Häusern, die zu verschiedenen Zeiten angekauft wurden und mit

einander vereinigt ein ziemlich unregelmäßiges Ganze bildeten.

In dem entlegensten Theile des Palastes Saint Paul befand sich ein mit Bäumen bepflanzter geräumiger Hof, in dessen Mitte eine Quelle rieselte; Gitter verschlossen sorgfältig die Fenster, welche nach diesem Hofe hinausgingen, damit die Tauben, Fasanen und andere Vögel, die an diesem Ort unterhalten wurden, nicht in die Zimmer eindringen und die reichen Tapisserien verunreinigen könnten.

Am hintersten Ende dieses Hofes, in einer Art kleinem Thurme, schlummerte der König Karl der Schöne noch tief und süß, obgleich die Strahlen der Mittagssonne bereits seit einiger Zeit auf den dicken goldbrocatenen Vorhängen reflectirten, welche das Lager des Königs umgaben.

Plötzlich ertönte das Geräusch eines schweren und festen Schrittes auf den Marmorplatten des Vorzimmers; und wiewohl sie durch die dicken Binsenmatten des Schlafgemaches halb erstickt wurden, hörte man diese Schritte sich mehr und mehr nähern, bis sie vor dem Bette des Königs anhielten.

„Bei meinem heiligen Patron," rief der Monarch mit Humor, und obgleich er den schweren Schritt und den trockenen Husten seines Cousins, des Grafen von Valois, erkannt hatte, „beim heiligen Karl! Ist es mir nicht mehr gestattet, in Ruhe zu schlafen? Stehen meine Kammerherren deshalb mit der Hellebarde in der Faust an meiner Thür, um mich der Gnade des Ersten Besten preiszugeben?"

„Ich bringe Ew. Majestät etwas, was genügt, Sie gegenwärtig aus dem Schlafe zu wecken, und was wohl sogar im Stande ist, den Schlaf von mehr als einer Nacht zu verscheuchen," antwortete der Graf von Valois mit ernster Stimme; „es ist ein Bote aus dem Hennegau eingetroffen, der uns wenig erfreuliche Nachrichten bringt. Herr Johann von Hennegau und seine Dienstleute sind nach England hinübergesegelt und haben eine freundliche Aufnahme bei den Baronen dieses Landes gefunden; die Mehrzahl von ihnen hat sich sofort für die Königin erhoben; König Eduard II. und sein Minister Hugh Spencer sind in Bristol belagert, zu Gefangenen gemacht und dem Herrn von Berkley übergeben worden, welcher den ersteren in seinem festen Schlosse in engem und sicherem Gewahrsam hält. Den Andern hat er ohne viel Federlesens enthaupten lassen. Kurz, die Königin, d. h. ihr Geliebter, der Graf von Kent, denn sie thut nur, was dieser will, ist an Stelle des Königs, den man des Thrones für unwürdig erklärt hat, zur Regentin des Landes gewählt worden. Nun trägt aber der Graf Edmund von Kent an seiner linken Seite die Narbe von dem Dolchstoß eines Bewaffneten Eures Hauses, und er hat sich vorgenommen, eine Wallfahrt nach unserer lieben Frau von Paris, die ihn aus einer so großen Gefahr errettet hat, anzutreten. Die 30,000 Piken von 30,000 Dienstmannen werden ihm für diese Procession statt der Kerzen dienen."

„Und wie konnte das alles geschehen, ohne daß ich etwas davon ahnte?" fragte der König bleich und außer sich.

„Sechs Wochen haben hingereicht für diesen verfluchten Johann von Hennegau; am 24. December landete er in England und die Acte der Absetzung des Königs Eduard II., von der ich hier eine Abschrift habe, trägt das Datum vom 14. Januar.“

Der König antwortete nicht und Philipp von Valois fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Und welche Streitkräfte wollt Ihr einem so furchtbaren Feinde, der niemals etwas verziehen hat, gegenüberstellen? Die Finanzen sind erschöpft; Ihr würdet sämmtliche Steuerpächter und Domänenverwalter vergeblich auf die Folter spannen, sie werden sich lieber umbringen lassen, als daß sie einen Heller hergeben, wie man es an Gerard von Guette und so vielen andern sehen kann. Auf die Hilfe der großen Vasallen und Lehnsträger der Krone kann man nicht rechnen; das englische Gold hat eine große Zahl derselben gewonnen; und die übrigen haben viel zu viel damit zu thun, sich untereinander zu befehden, als daß sie daran denken könnten, Euch zu vertheidigen. Es bleibt Euch nur eine Hilfe übrig: die Liebe und Dazwischenkunft Eurer Schwester, die Euch noch liebt trotz der harten und unhöflichen Behandlung, welche Ihr ihr bewiesen habt. Doch diese Hilfe wird Euch von heute an für immer verloren sein, wenn Ihr zugebt, daß man einen Mann hinrichtet, der ihrem theuern Edmund an dem Abend, wo Ihr ihn Hugh Spencer zu Gefallen habt ermorden lassen wollen, ohne ihn zu kennen, das Leben gerettet hat. Ich habe die Sache soeben von einem würdigen Priester vernommen, der den jungen Mann

zum Tode vorbereitet hat und mich aufsuchte, um die Rettung eines Unschuldigen zu erbitten. Hier ist ein Ring, den Eure Schwester ihrem Retter als Pfand der Dankbarkeit gegeben hat, zum Beweis der Wahrheit."

Auf die Aufforderung des Königs ging dann der Graf auf die genauesten Details ein und erzählte ihm, was der Leser im Anfange dieser Erzählung vernommen hat.

„Es gibt noch ein Mittel, aus diesen Vorfällen Nutzen zu ziehen," sagte der König nach einigem Nachdenken, „meine überspannte Schwester ist eine entschiedene Liebhaberin des Wunderbaren. Helft mir, Philipp, und alles wird vortrefflich ablaufen. Geht, befehlt, daß man in einer Stunde jenen Mann nach der Notre-Dame-Kirche führe, damit er öffentlich Buße thue und von dort zum Richtplatz abgeführt werde."

Der Graf blickte fragend und voll Erstaunen den Monarchen an, der jedoch seinen Befehl wiederholte.

„Thut, was Wir Euch auftragen, Cousin," sagte er mit mehr Würde, als er gewöhnlich zu zeigen pflegte. Und um die Einwendungen abzuschneiden, welche Philipp von Valois zu machen im Begriff war, rief er seine Kammerherren und befahl ihnen, ihn schleunigst anzukleiden.

Als der alte Priester Henryot mitgetheilt hatte, welch' hohen Personen er bei ihrer Flucht behilflich gewesen sei; als er ihm gezeigt hatte, daß das Mittel zu seiner fast gesicherten Rettung gegeben sei, das Mittel, um seine und Margarethens Unschuld darzuthun, bemächtigte sich eine unruhige Freude des Verurtheilten;

eine brennende Angst erzeugte in ihm eine Ungeduld und Aufregung, die an Wahnsinn grenzten.

In solcher Gemüthsverfassung verbrachte er den Rest des Tages, die ganze Nacht und einen Theil des Morgens des folgenden Tages.

Endlich öffnete sich die Thür seines Gefängnisses; der alte Priester erschien; seine Blässe und seine Thränen verkündigten ihm, daß keine Hoffnung mehr übrig sei.

Da ergriff eine plötzliche Verzweiflung, eine fürchterliche Wuth den armen Henryot. Er durchrannte seine Zelle, stieß den Kopf gegen die Mauer, heulte schrecklich und schlug sich mit seinen Ketten. Weder die freundliche Stimme des Priesters noch die Anstrengungen eines stämmigen Kerkermeisters, welcher auf sein Geschrei herbeigekommen war, konnten den Rasenden bändigen. Erst längere Zeit nachher fiel er blutend und erschöpft zu den Füßen seines Beichtvaters nieder.

„O mein Sohn, o mein Sohn!“ sagte der Gottesmann zu ihm, „wenn die irdische Gerechtigkeit Dich ungerechterweise bestraft, ist nicht die göttliche Gerechtigkeit da, die Dich für alle Leiden belohnen wird, welche Dir hienieden auferlegt werden? Nimm mit Ergebung die Dornenkrone dieser Welt auf, damit Du in einem bessern Leben die Krone der Seligkeit empfangest. Biete Deine Leiden Jesu Christo dar, als Sühne für Deine Sünden.“

„Aber sie, sie, welche Sünde hat sie begangen, deren Reinheit der der Engel gleichkommt? Und man will sie martern in Gegenwart einer Volksmenge, die sich über

jeden ihrer Schmerzensschreie freuen und dem Henker Beifall jauchzen wird. Laßt mich! Es gibt keine Gerechtigkeit, weder auf Erden, noch im Himmel!"

„O mein Sohn," rief der fromme Greis aus, „stirb nicht als ein Ungläubiger! Weise nicht die göttliche Palme zurück, welche die Engel Dir darreichen. Stirb nicht so; denn ein solcher Tod würde für mich, der ich Dich getröstet und unterstützt, ein Quell ewiger Thränen und Verzweiflung sein."

„Ach, Vergebung, mein Vater!" stöhnte Henryot. „Aber es ist ein so schreckliches Loos! Wenn ich allein stürbe! Aber sie, sie —"

Dem Priester gelang es endlich, den Gefangenen etwas zu beruhigen, und als die Henker den armen Rubrikenmaler fortzuführen kamen, fanden sie ihn auf den Knien vor seinem Beichtvater, der ihm unter Thränen den Segen ertheilte.

Der Gewohnheit jener barbarischen Zeiten gemäß warf man den Unglücklichen auf eine Hürde, und so wurde er mitten durch die ihn beschimpfende Volksmenge hindurch nach der Notre-Dame-Kirche geschleift, wo er öffentliche Buße thun sollte.

Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte die Kirche. Gegen die Gewohnheit führte man Henryot bis zum Chore, wo ein großer schwarzer Vorhang ausgespannt war, wie um das Düstere dieser traurigen Scene noch zu erhöhen.

Während Henryot in stumpfer Resignation niederkniete, wurde dieser Vorhang hinweggezogen, und Margarethe, geschmückt wie eine Braut, stand vor dem

Altar. Sie wollte in die Arme ihres Geliebten eilen, der bewußtlos niedersank.

Als er wieder zu sich kam, war Margarethe noch da; sie stützte seinen Kopf; reichgekleidete Herren umgaben ihn, während vornehme Damen bei dem Anblick, der sich ihnen darbot, lächelten und weinten — es war kein Traum!

Der König blickte auf die Scene, wie der Autor eines Mysteriums bei der Darstellung seines Werkes.

„Wohlan, Herr Bischof," sagte er nun zu einem Prälaten in bischöflichem Ornate, „nehmt die Trauung vor, denn die Zeit dazu ist gekommen."

„Die Mitgift," fuhr er fort, „die Wir mit unserer königlichen Hand Margarethen verleihen, gebe ich im Namen meiner geliebten Schwester, der Königin von England. Denn Ihr sollt Alle wissen, daß Henryot diese vielgeliebte Schwester aus einer großen Gefahr gerettet hat, als man verrätherischer Weise meinen Zorn gegen sie erweckt hatte. Aber das ist das Loos der Fürsten dieser Erde," fuhr er fort, indem er that, als ob er seufzte, „daß nur zu oft böse Rathschläge sie verleiten, falsche Wege zu gehen."

„Herr Robert von Artois," sprach er weiter, indem er sich gegen einen jungen Prinzen wandte, der zu seiner Linken stand, „Ihr seid es wahrlich nicht, von dem mir solche schlechte Rathschläge gegeben worden sind; Ihr habt stets zu Gunsten meiner Schwester gesprochen; nicht einmal die Furcht vor meinem königlichen Zorne hat Euch davon zurückgehalten. Eilt denn sogleich und berichtet an Isabella alles ganz genau, was hier vor-

gegangen, und wie Wir diesen braven, treuen Henryot belohnt haben. Wir geben dem jungen Gatten diesen Ring zurück, der Uns dazu gedient hat, das Geheimniß zu entdecken, welches die armen Leute zu verderben drohte, er sei der Hochzeitsring; der treue Retter meiner lieben Schwester soll ihn aus Unserer eigenen Hand empfangen!"

Man feierte die Vermählung, worauf der Monarch mit seinem ganzen Hofe sich entfernte. Die Bevölkerung, welche den armen Henryot eben erst mit Verwünschungen überschüttet hatte, geleitete ihn im Triumph nach seiner Wohnung, schlug unterwegs das Schaffot entzwei und verhöhnte einen von den Richtern, die gestern den Unschuldigen verurtheilt hatten, als ihn die Neugier an das Fenster seines Zimmers zog.

Graf Balduin.

Erstes Capitel.

Die Zeit der Kreuzzüge! Welch' eine gewaltige folgenschwere Epoche in der Weltgeschichte! Die alte Welt hatte solche begeisterte Züge nach einem religiösen Ziele nicht gesehen. Die Völkerwanderung war eine Folge materieller Noth gewesen, welche die Menschen nach neuen Wohnsitzen trieb; nun aber zog Alt und Jung in erhabener Begeisterung nach dem gelobten Lande, um das Grab des Erlösers aus den Händen der Heiden und Ungläubigen zu befreien. Männer verließen ihre Familien, Kinder ihre Eltern, Fürsten ihre Völker, keine Pflicht, keine Nothwendigkeit gab es gegen diesen allgemeinen Ruf, dem gegenüber Alles auf das Spiel gesetzt wurde.

Diejenigen aber, welche von der heiligen Begeisterung nicht fortgerissen wurden, welche zu sehr Egoisten und Verstandesmenschen waren, um den Kopf zu verlieren, weil die Stätte, wo Christus gewandelt, in fremden Händen war, blickten aufmerksam und vorsichtig um sich, ob sie den allgemeinen Taumel nicht für sich ausbeuten könnten. Da kam es denn nicht selten vor,

daß die Gelegenheit benutzt wurde, hier ein schönes Weib, dort ein gutes Stück Land einem kühnen Freibeuter in die Hände gerieth, und wer so hoch stand, daß er die Hand nach ganzen Staaten und Völkern ausstrecken konnte, der versuchte es gleichfalls. So entstanden neben dem großen heiligen Kriege gar viele kleine, oft sehr unheilige Streitigkeiten, und jene wunderbare Zeit der Gährung, in welcher die Gewalt des Christenthums ihre großartigste Probe aushielt, erzeugte im Einzelnen unendlich viel Elend und Jammer. Auf der einen Seite blühten Handel, Wissenschaften und Künste empor, auf der andern machten sich die verderblichsten Leidenschaften geltend, wütheten Raubgier, Hinterlist und Neid.

In Frankreich herrschte damals Ludwig VIII., ein feiner, schlauer Mann, der überall im Trüben zu fischen suchte, um seine Macht zu vermehren. Den deutschen Kaiser Friedrich II. haßte er, wie schon sein Vater Philipp August den Vorgänger Friedrichs, Otto den Welfen, den man als Kaiser nur den Braunschweiger nannte, gehaßt hatte. Die Ursache dieses Hasses lag darin, daß die deutschen Kaiser den französischen Königen stark auf die Finger sahen.

Der Ruf deutscher Waffen lockte viele fremde Jünglinge an den Hof der Hohenstaufen, und so geschah es auch, daß im Frühjahr 1225 ein junger flandrischer Edelmann, der Baron Hugo von Kranhoven, aus Deutschland in die Heimath zurückkehrte, nachdem er sich in der Kunst, die Waffen zu führen, bewährt hatte. Mit seinem Vater, dem Baron Wilhelm, begab er sich nach

der reichen Stadt Gent, woselbst die regierende Gräfin von Flandern verweilte.

In Flandern begann damals die gothische Baukunst aufzublühen, und viele Gebäude trugen bereits den Charakter der neuen Richtung. So auch die Halle, in welcher die beiden Barone von Kranhoven in lebhaftem Gespräch auf und ab gingen, um die Stunde zu erwarten, in welcher die Gräfin zur Audienz kommen würde.

Hugo war noch ganz erfüllt von der ritterlich kühnen Stimmung, welche er in Deutschland kennen gelernt hatte; die gedrückten Verhältnisse seines eigenen Vaterlandes verstand er kaum mehr. Sein Vater hatte Mühe, den aufbrausenden Zorn des Jünglings niederzuhalten. Immer wieder empörte sich derselbe gegen die wohlmeinenden Rathschläge des Alten.

„Ertragen sagst Du? Schweigen und dulden?" grollte Hugo, und schlug an sein Schwert; „immer nur Schweigen? Und wohin soll diese schweigende Geduld noch führen? Haben wir Frankreichs Absicht nicht zur Genüge kennen gelernt?"

„Zu wohl nur ist sie mir bekannt," entgegnete Wilhelm, „doch weiß ich, daß zum Handeln jetzt der Augenblick nicht günstig ist."

Wohl hatte er Recht. Flandern war so eng von den Ränken Königs Ludwig VIII. von Frankreich umgarnt, daß jeder Versuch zur Abschüttelung des Joches vergeblich gewesen wäre. War doch der Versuch vor zehn Jahren gemacht worden. Damals herrschte Philipp August, der Vater Ludwig's, über Frankreich. England und Deutschland hatten Flandern Hilfe gesandt, aber

trotzdem war in der gewaltigen Schlacht zu Bovines die Entscheidung zu Gunsten der Franzosen ausgefallen, und Ferdinand, der Gemahl der regierenden Gräfin von Flandern, war damals noch zu jung gewesen, um Theil zu nehmen am Kampfe.

Voll Erbitterung sagte er jetzt: „Wäre Ferdinand doch gefallen am Unglückstag zu Bovines, anstatt daß er als Geißel zu Paris gehalten wird, und jedes Mittel, ihn zu befreien, für uns unmöglich ist. O Flandern! Flandern!" fuhr er fort, „schönes, reiches, kräftiges Vaterland! Du eine Beute des habgierigen Nachbarn! Nein, Vater, ich ertrage es nicht! Dieser neueste Befehl, bei allen öffentlichen Angelegenheiten die französische Sprache einzuführen! Selbst unsere Muttersprache, unser eigenstes, kostbares Gut, will man uns rauben, und Du sagst, daß wir ruhig zusehen sollen. O der Schmach!"

Wilhelm ließ den feurigen jungen Mann seinen Unmuth völlig aussprechen. Dann sagte er ruhig: „Glaubst Du, ich verstände das Ungestüm Deines jugendlichen Zornes nicht? O mein Sohn, ich hatte ganz andere Pläne, bevor Balduin, unser Herr, den unglücklichen Zug nach dem gelobten Lande antrat, als Gräfin Johanna ein Kind war, und Du der Lieblingsgespiele unserer zukünftigen Herrin. Und als sie in Frankreich weilte, wo Philipp August sie wider alles Recht zurückhielt, da war ich einer Derjenigen, die laut ihre Stimme erhoben und sie zurückforderten. Aber als sie kam, war es zu spät. Was half es, daß ich es wiederum war, der ihr offen sagte, sie habe Unrecht an uns und Flan-

dern gethan, da sie sich in Ferdinand ein willenloses Werkzeug Frankreichs zum Gemahl habe aufdrängen lassen, daß dieser portugiesische Prinz uns fremd bleiben werde, und daß sie die Liebe ihres Volkes verscherzt habe, dessen Wunsch es gewesen, sie mit einem der Edlen ihres Landes vermählt zu sehen. Damals gährte der Plan in mir" — fuhr der alte Mann fort, und seine Stimme war dumpf geworden wie fernes Donnergrollen — „uns und Johanna von Ferdinand und damit von Frankreich zu befreien. Aber Ferdinand theilte unsern Haß, und entwaffnete dadurch meine Hand." — Mit einem tiefen Seufzer setzte noch der alte Baron hinzu: „Jetzt ist nicht die Zeit, etwas zu unternehmen. Seit dem Unglückstag von Bovines ist Flandern mehr als je vom Willen des französischen Königs abhängig, er hält den Prinzen Ferdinand und Margaretha, die Schwester Johanna's, in Gewahrsam, und lähmt damit jeden Entschluß."

Hugo hatte aufmerksam zugehört. Seine Stimmung war einer tiefen Niedergeschlagenheit gewichen, und er seufzte mehrmals vor sich hin. — „Arme Johanna!" wiederholte er öfter. Dann plötzlich fragte er: „Und liebt sie diesen portugiesischen Prinzen?"

„Ich bezweifle es," versetzte Wilhelm, „aber er ist vor der Welt ihr Gemahl, und es liegt in Frankreichs Interesse, daß er dies bleibe. Auch ist Johanna zu sehr Weib, um sich fremden Willen entgegenzustellen."

„Alle Aemter besetzt Ludwig mit seinen Creaturen!" fuhr nun Hugo in seinen Klagen fort, „die schönen Grenzfestungen sind in seiner Hand, wir sind nur noch

die Sklaven des fremden Tyrannen! Nein, Vater, ich kann hier nicht weilen! Laß mich zurück an den Hof Friedrich's, oder sende mich in's gelobte Land, wo es Kampf und ritterliche Thaten gibt, damit ich hier nicht die Schmach sehe, die auf uns lastet."

„Wilder Knabe!" entgegnete Wilhelm, und in seinem Ton und Blick zeigte sich die Lust an dem edel gearteten Sohne, „Du darfst nicht fort, jetzt nicht, denn es ist Deine Pflicht, zu bleiben. Höre," fuhr er flüsternd fort, „was ich Dir vertrauen will. Bald vielleicht kommt die Stunde, wo es gilt, daß alle Edlen des Landes am Platze sind, und sich zum Kampfe rüsten. Weißt Du es noch nicht, doch, wie solltest Du es wissen, da Du eben erst aus der Fremde heimkehrst; vernimm es denn von mir, daß ein Flüstern das Land durchzieht, Balduin, Johanna's Vater, sei nicht todt."

Wie ein Blitz durchzuckte dies Wort die jugendliche Seele Hugo's. „Wär's möglich?" rief er aus; „fiel Balduin nicht im gelobten Lande?"

Wilhelm winkte ihm, sich zu mäßigen. „Nur ungewisse Kunde gelangte hieher," flüsterte er; „der Graf ward in den Streit um die Krone des neugestifteten lateinischen Kaiserreichs verwickelt. Anfangs glücklich, rief ihn das griechische Volk zum Kaiser von Constantinopel aus. Dann erstanden ihm Gegner, und große Kämpfe fanden statt. Einige sagen: er fiel, Andere widersprechen diesem Gerüchte. Noch lebt er im Gedächtniß des Volkes als der edelste, tapferste Mann. Wenn er wiederkehrt, ist die Stunde der Rettung gekommen. Drum, mein Sohn, harre aus, schweige, und

bewahre das Geheimniß. Nutze indessen die Zeit, Dich mit den andern Baronen zu verständigen."

Hugo begriff, um was es sich handelte. Er sah ein, daß die Edelleute zusammenhalten mußten, um gemeinschaftlich einen Plan auszuführen. Er erwiederte: „So will ich zuerst bei Arnulf von Aldenarde, meinem Jugendfreund und Genossen, mein Herz ausschütten. Schon habe ich ihn flüchtig begrüßt, und er hat meine Freude über das Wiedersehen getheilt."

Während Hugo dies sagte, verfinsterte sich das Gesicht seines Vaters. „Du sprichst von Aldenarde?" entgegnete er. „Laß Dich warnen und vertraue ihm nicht."

Erstaunt frug Hugo: „Weshalb?"

„Weil unser Erbfeind, König Ludwig, ihn begünstigt," versetzte Wilhelm, „und weil Aldenarde, der einst der stolzeste Baron Flanderns war, und am blutigen Tag zu Bovines seinen Namen mit Ruhm bedeckte, der Einzige ist, den der König nach kurzer Gefangenschaft in Paris begnadigte. Du siehst, daß ich mit Grund Verdacht hege, runzle daher Deine Stirn nicht, wenn Aldenarde auch Dein Freund ist. Ich mahne zur Vorsicht. Seitdem er aus Paris zurückkehrte, ist er der Vertraute der Gräfin, ihr einziger Rathgeber — das macht ihn mir noch mehr verdächtig."

Hugo zuckte die Achseln. „Wie sollte ihn dies verdächtig machen?" sagte er; „wissen wir doch Alle, daß er der Gräfin wahrhaft ergeben ist."

Mit besonderem Nachdruck erwiederte Wilhelm: „Daß er sie liebt, willst Du sagen. Oder weißt Du es nicht?"

„Ich weiß es, und wußte es längst," versetzte Hugo;

„als ich vor sechs Jahren Flandern verließ, war Johanna das Ideal vieler junger Edelleute. Sie war so schön, wie sanft, und der Zug stillen Leidens, der ihr Antlitz wie ein lichter Heiligenschein umwob, gewann ihr jedes Männerherz. Nicht Aldenarde allein verehrte und liebte sie. Wir Alle weihten ihr die Erstlinge unseres Gefühles."

Mit einem fast mitleidigen Lächeln entgegnete Wilhelm: „Ich verstehe Dich und Deinen Irrthum. Du sprichst von jener hehren Minne, wie unsere Dichter sie besingen, Du kennst die Liebe, die reine, keusche Flamme, die zur Dame ihrer Wahl wie zur Madonna emporsieht, aber Du verstehst nicht den Egoismus einer wilden Leidenschaft, die unheilig im Herzen glüht. Johanna ist das Mädchen nicht mehr, das Du einst kanntest. Mehr als zehn Jahre ist sie inzwischen die Gattin des ungeliebten Ferdinand gewesen. Du warst noch ein Knabe, da sie als Opfer zum Altar geleitet wurde. Verwechsle Dein Gefühl nicht mit jener dämonischen Macht, die nur nach einem Ziele treibt, nach dem Besitz des geliebten Wesens, gleichviel, durch welche Mittel er errungen werde."

Das war ein Punkt, in welchem Hugo den Vater nicht verstehen konnte. Jene seltsame Zeit entwickelte oft in den ritterlichsten Gemüthern eine Zartheit der Empfindung, die wir heute kaum verstehen. Hugo war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, aber er hatte sich die volle Reinheit der Gefühle bewahrt, und war daher unfähig, sich ein sträfliches Verhältniß zwischen Aldenarde und Johanna zu denken. Wohl begriff er, daß man

eine Dame, auch wenn sie die Gattin eines Andern war, verehren, für sie kämpfen und sterben konnte, ihr aber mit unreiner Begierde zu nahen, schien ihm so ganz unwürdig eines ritterlichen Gemüthes, daß er nicht daran glauben konnte. „Du siehst düster, Vater," sagte er, „das Unglück unseres Vaterlandes macht Dich mißtrauisch, Aldenarde ist keiner solchen Falschheit fähig."

Wilhelm von Kranhoven zuckte mit den Achseln und erwiederte nichts. Er wußte, daß für seinen gutgearteten Sohn der Zweifel an dem Freunde und an der Ehre Johanna's eine undenkbare Sache war. Er überließ es der Zukunft, ihn aufzuklären.

Das Gespräch der Beiden wurde durch den Eintritt einiger Rathsherren in schwarzen Talaren unterbrochen, welche ebenfalls zur Audienz bei der Gräfin eingetroffen waren.

Wilhelm von Kranhoven ging denselben entgegen. Die Rathsherren verneigten sich tief vor den edlen Herren, und hielten sich in ehrerbietiger Entfernung. Leutselig redete Wilhelm sie an: „Willkommen, gute Herren," sagte er, „bringt Ihr unserer edlen Gräfin gute Nachrichten?"

Die Rathsherren schwiegen und sahen ihn betrübt an. „Nun," fuhr er fort, „was führt Euch her? Eure Mienen sehen nicht nach froher Botschaft aus."

Der Baron von Kranhoven war im Lande wohl bekannt. Der älteste der Rathsherren sagte mit zutrauensvollem Tone: „Ach, Herr Baron, die Bürger der Stadt Brügge senden uns, der Gräfin die bedrängte Lage ihrer getreuen Stadt zu schildern. Es ist unmöglich, daß wir

die Contributionen zahlen, die der Franzose über uns verhängt. Aller Wohlstand geht zu Grunde, und wenn die Gräfin uns nicht Schutz gewährt, weiß ich nicht, was daraus werden soll."

Bei aller Vaterlandsliebe blieb der alte Baron Kranhoven doch ein stolzer Edelmann, der auf die Bürger mit Verachtung herabsah. Die letzten Worte des Rathsherrn erinnerten ihn daran, daß das Bürgervolk nichts sei ohne den Edelmann, und höhnisch sagte er: „Nun, was könnte denn daraus werden?"

Der Rathsherr fühlte den Stich. „Spottet nicht, Herr Baron," sagte er, „bedenkt unser Unglück! Wohl wissen wir, daß wir nicht die Macht haben, uns selbst zu schützen, und das Beispiel so vieler Städte, die zu Schutt verbrannt wurden, zeigt uns, was uns Widerstand helfen würde; aber eben darum kommen wir als Bittende hieher, und flehen um den Schutz, der uns von Rechtswegen zukommt."

Wilhelm von Kranhoven flüsterte seinem Sohne zu: „Hörst Du, wie weit es gekommen ist? Alles hofft und sehnt sich nach dem Recht, das Jedem geschmälert ist. Ein einziger Funke, und das ganze Land flammt empor."

In diesem Augenblick öffnete ein Page die Thür, welche aus dem Gemache der Gräfin in den Saal führte. Johanna trat heraus, an ihrer Seite Arnulf von Aldenarde, und hinter ihr mehrere Damen. Johanna war ein Weib im vollsten Glanze aufgeblühter Schönheit. Nach damaliger Sitte gekleidet, trug sie ein blaßgrünes Untergewand von Seide, und darüber ein

dunkelroth seidenes Oberkleid, welches ohne Aermel, an beiden Seiten aufgeschlitzt und mit goldenen Schnüren zusammengehalten war. Die Ränder des Kleides am Halse, an den Armlöchern und Seiten waren mit sammtenen Säumen geziert. Ein leichtumgehängter kostbarer Gürtel umfloß das Kleid, hing aber an der Seite etwas herab, so daß die Taille, welche in den engen Kleidern sich deutlich zeigte, nicht fest davon umschlossen war. Das volle dunkelblonde Haar war an den beiden Schläfen in breite Zöpfe geflochten, und diese mit kostbaren Nadeln rund aufgesteckt. Ein sehr kleines Barett saß etwas an der Seite des Kopfes, und war ebenfalls reich mit Goldfäden und kleinen Federn geziert.

Arnulf von Aldenarde, der an ihrer Seite ging, war ein ideal schöner Mann von achtundzwanzig Jahren. Seine Gestalt war hoch und doch geschmeidig, das Gesicht hatte den Ausdruck männlichen Selbstbewußtseins, die Augen groß und feurig, der Mund klein und voll, Haare, Bart und Augenbrauen dicht und von schönster Farbe. Unwiderstehlich war die Gewalt seines Blickes. Als er mit der Gräfin die Schwelle überschritten hatte, wollte er sich zu den beiden Baronen Kranhoven begeben, und verneigte sich ein wenig gegen Johanna. Sie sah ihn freundlich an, und sagte halblaut zu ihm: „Verweilt noch, wenn die Andern sich entfernen; ich habe später mit Euch allein zu reden.“

Aldenarde sah sie mit einem leidenschaftlichen Blicke zustimmend an, neigte den Kopf und trat zu Hugo von Kranhoven, dem er herzlich die Hand reichte.

Die Gräfin richtete nun an die beiden Kranhoven

den freundlichen Gruß: „Willkommen, werthe Herren!“ Dann sich besonders zu Hugo wendend, sagte sie: „Ah, sieh' da, Baron Hugo! Herzlich gegrüßt in der Heimath! Ihr kommt aus Deutschland, von des Kaisers Hofe, da werdet Ihr verwöhnt sein. Was gibt es Neues im Reich?“

„Leider, hohe Frau,“ entgegnete Hugo, „bringe ich keine erfreulichen Neuigkeiten. Ueberall herrscht Unfrieden.“

Johanna seufzte. „Die ganze Welt lebt in Unfrieden,“ sagte sie, und fuhr dann lächelnd fort: „Die Zeiten sind vorüber, wo wir als ein Paar frohe Kinder zusammen spielten. Ach, ich fühle es nur zu gut!“

Hierauf blickte sie nach den Rathsherrn, setzte sich an den Tisch, neben welchem ihr hoher, mit dem flandrischen Wappen gezierter Stuhl stand, und fragte: „Und Ihr, getreue Herren, was bringt Ihr mir?“

Die Rathsherren näherten sich in tiefster Ehrfurcht, und der älteste davon sagte vortretend: „Wir sind die Ueberbringer der Klagen Eurer vielgetreuen Stadt Brügge, hohe Herrin. Die Bürger bitten, daß Ihr sie beschützt. Unmöglich ist's, daß wir die Abgaben aufbringen, die der König von Frankreich von uns fordert.“

Johanna war sichtlich betroffen und blickte verlegen um sich. Aldenarde murmelte etwas wie: „Dummes Krämervolk,“ zwischen den Lippen, doch hielt er an sich. Die Gräfin erwiederte endlich: „Ihr müßt Rath schaffen, wie es geschehen kann; ich vermag leider nicht, Euch davon zu entbinden.“

Der Rathsherr begann mit Thränen in den Augen

weiter zu reden. „O Gräfin," sagte er, „wo sollen wir Gerechtigkeit suchen, wenn Ihr sie uns verweigert?"

Nun bezwang Aldenarde sich nicht länger. Vortretend sagte er mit hochfahrender Miene und barschem Tone: „Genug! Ihr seht, daß die Gräfin Eurem Gesuche nicht willfahren kann, wozu also noch viele Worte, die das Herz der edlen Frau verwunden. Die allgemeine Noth trifft jeden Einzelnen von uns, wähnt Ihr, daß man Euch verschonen soll? Tragt Euern Theil, wie sich's gebührt."

Die Rathsherren traten erschrocken zurück. Johanna machte eine gnädige Handbewegung, um sie zu entlassen, und sagte: „Geht jetzt, kehrt nach Hause zurück, und verzweifelt nicht, denn ich hoffe zu Gott, daß es mir gelingen wird, ein Mittel zu finden, um Eure und meine Sorgen zu enden."

Gebeugt und trostlos verließen die Rathsherren den Saal. Johanna wendete sich mit freundlicher Miene zu Hugo und fragte: „Nun, Baron, wie seid Ihr gesonnen? Gehört auch Ihr zu den Unzufriedenen im Lande? Wie fandet Ihr Flandern, nachdem Ihr Euch in fremden Ländern umgesehen und reich an Erfahrungen zurückgekehrt seid? Es hat sich Manches inzwischen hier verändert?"

„Ach!" seufzte Hugo, „daß ich leider sagen muß, hohe Frau." Dann legte er die Hand betheuernd auf die Brust und fuhr fort: „Doch bringe ich Euch ein unverändertes Herz zurück. Treu Euch ergeben und von Haß erfüllt gegen Eure Feinde."

Johanna sah ihn mit einem dankenden Blicke an.

„Fragt Euren Vater,“ sagte sie halb scherzend, „ob der Haß etwas vermag. Wäre es, so hätten wir keine Feinde.“

„Was Haß, was Treue!“ grollte der alte Kranhoven; „wer fragt heute noch darnach? Der Vortheil regiert die Welt, das kann man an Frankreich sehen. Der König ist klüger als wir; der sieht nicht rechts noch links, sondern thut, was ihm vortheilhaft scheint.“

„Und das haltet Ihr nachahmungswerth?“ fragte Johanna; worauf Wilhelm von Kranhoven versetzte: „Das nicht, aber für lehrreich, damit man auf der Hut ist. Zu Balduin's, Eures Vaters Zeit, da war das ein anderes Thun. Er zahlte seinen Tribut und ließ sich nicht in seine Angelegenheiten drein reden. Mit England hatte er eine feste Allianz auf Leben und Tod, das gab Respekt und hielt die Franzosen im Schach.“

Aldenarde hörte mit großer Ungeduld zu, Johanna bemerkte dies und beendete das Gespräch mit dem Stoßseufzer: „Will's Gott, so kommen auch für uns wieder bessere Zeiten!“ Darauf wendete sie sich zu Hugo mit der Frage: „Habt Ihr die Mutter meines Gatten, die Königin Mathilde von Portugal, schon gesehen? Sie wohnt unweit der Stadt auf ihrem Schlosse. Versäumt es nicht, sie zu besuchen, denn Eure Ansichten in Bezug auf Frankreich werden ihr willkommen sein und sie liebt es, Kunde aus fernen Gegenden zu hören.“ — Dann grüßte sie die beiden Barone Kranhoven mit huldvollem Kopfneigen und sagte: „Gehabt Euch inzwischen wohl, wir werden Euch bald wieder sehen.“

Hierauf verließen Wilhelm und Hugo den Saal, während Aldenarde, nachdem er sich von ihnen verab-

schiedet, zurückblieb. Johanna winkte ihren Damen, sich zu entfernen.

Als dies geschehen war, forderte sie Aldenarde auf, sich zu ihr zu setzen; dann sagte sie: „Und nun zu Euch, theurer Freund!"

Aldenarde setzte sich und führte ihre Hand an seine Lippen. Sie drückte die seinige und hielt sie fest. „Habt Ihr vernommen," sagte sie, „daß ich einen Boten nach Rom senden will zum Papst?"

„Ich vernahm es," entgegnete Aldenarde, „doch weder ich noch sonst Jemand weiß, zu welchem Zwecke Ihr ihn entsendet."

„Ihr sollt es erfahren," versetzte Johanna, und indem sie sich dicht an Aldenarde anlehnte und ihm in's Antlitz sah, fuhr sie zärtlich fort: „Es drängt mich, Euch den Plan mitzutheilen, durch den ich meinem Lande ein besseres Loos zu bereiten hoffe und der auch mir" — sie unterbrach sich hier und seufzte tief, worauf sie mit etwas veränderter Stimme wieder begann: „Zuvor muß ich einmal etwas weiter ausholen und Euch ein Bild meines innern Wesens geben. Ihr wißt, daß mir in früher Jugend schon das Glück nicht günstig war. Als mein Vater dem Drange seines Herzens und dem Rufe der Kirche, vielleicht auch der Begier des Ehrgeizes folgend, den Zug nach dem gelobten Lande antrat und die Mutter ihn begleitete, blieb ich mit Margarethe, meiner Schwester, die damals ein kleines Kind war, in Gent unter der Vormundschaft meines Oheims, des Grafen von Namur, zurück. Mein Vater fiel im gelobten Lande, die Mutter starb auf der Rückreise in

fremden Landen und der damalige König Philipp August von Frankreich, der schon lange gierig auf Flandern blickte und ein Mittel suchte, um dieses blühende Land in Besitz zu nehmen, gab dem Grafen von Namur seine eigene Tochter zum Weibe, wofür dann der königliche Schwiegersohn den Eid, den er meinem Vater geschworen, brach, und trotz des heftigen Einspruchs der Barone dieses Landes, mich und meine Schwester nach Paris zum Könige brachte. Man hielt mich gut am Hofe des Königs, denn man hoffte mich gefügig zu machen. Endlich aber, als die Zeit meiner Mündigkeit herannahte, verlangten die Ritter und Barone Flanderns mich so ernsthaft und drohend zurück, daß der König nicht widerstehen konnte." — Hier hielt Johanna einen Augenblick inne, Aldenarde sah sie fragend an und sie fuhr fort, indem sie erröthete: „Bevor er mich aber ziehen ließ, vermählte er mich mit Ferdinand von Portugal, den ich in Paris kennen gelernt."

„Und den Ihr liebtet!" warf Aldenarde ein, „denn wie hättet Ihr Euch sonst zu dieser Verbindung verstehen können?"

Bittend blickte Johanna zu ihm auf. Dann sagte sie: „Wie der Ertrinkende nach dem rettenden Balken, so griff ich nach diesem Mittel, um zur Freiheit zu gelangen. Liebe? Ich kannte sie nicht und glaubte kaum, daß wahre Liebe auf Erden zu finden sei, so sehr hatte das Unglück meiner Jugend mein Herz irre gemacht. Die Hochzeit wurde zu Paris mit höchster Pracht gefeiert und der Dauphin Ludwig, der jetzige König, begleitete uns mit gleißnerischer Freundlichkeit und wollte

bis zur Grenze uns das Ehrengeleit geben. In meiner Unerfahrenheit rührten mich diese Beweise der Anhänglichkeit, ach! ich sollte bitter enttäuscht werden. Noch bevor die Grenze erreicht war, in Peronne, erklärte Ludwig uns für Gefangene und ließ uns nicht eher weiter ziehen, bis ich und mein Gemahl ihm die Städte St. Omer und Aire als Eigenthum verschrieben und er von denselben Besitz genommen. Kaum im Vaterlande angekommen, fühlte ich mich Ferdinand entfremdet, ich wußte ja, daß er mich nie geliebt hatte."

Johanna machte wieder eine Pause. Aldenarde ergriff ihre Hand, die fein und schmal in seiner kräftigen Rechten lag. Er betrachtete dieselbe, dann führte er sie an seine Lippen und sagte: „Es ist undenkbar, aber Ihr selbst sagt es und ich muß Euch glauben."

Mit bestimmter Betonung fuhr Johanna fort: „Ich weiß, daß es so ist. O, Ihr werdet staunen, was ich Alles weiß. Ferdinand's Mutter, die verwittwete Königin von Portugal, die, wie ihr wißt, eine burgundische Prinzessin und dem französischen Hofe verwandt ist, lebte, zum zweitenmale Wittwe des Grafen von Elsaß, in Paris. Weshalb sie einen alten tiefen Haß gegen Frankreich nährt, weiß ich nicht, aber sie hoffte, durch die Verbindung ihres Sohnes mit mir die Macht zu erhalten, sich an Frankreich zu rächen. Sie war es, die später ihren unselbständigen Sohn zu allen Unternehmungen hier in Flandern gegen die Franzosen aufstachelte, und jene große Schlacht zu Bovines, wo so viele kräftige Männer stritten und Kaiser und Könige sich gegenüberstanden, war veranlaßt durch den Rache-

durst jenes energischen Weibes, das nicht rasten kann vor der Begier, Frankreich zu schaden. — Damals also war es ihr sehnlichster Wunsch, den Sohn zu meinem Gemahl zu machen, und sie zahlte dem Könige Philipp August 50,000 Livres für das Zustandekommen dieser Heirath. Philipp August ging darauf ein, weil er glaubte, daß Ferdinand der Mann nicht sei, ihm Trotz zu bieten. Mathildens Geist spornte ihn demnach dazu, aber der Ausgang der Schlacht bei Bovines war für Frankreich günstig und Alles ist schlimmer als vorher."

Damit schloß Johanna ihre Mittheilung und wendete sich mit dem Blicke innigsten Vertrauens an Aldenarde. „Seht," sagte sie, „das war meine Jugend. Zehn Jahre war ich alt, als meine Eltern starben. Da verkaufte mich der Onkel von Namur an Frankreich, Frankreich an Ferdinand von Portugal. Niemand, Niemand hat es noch ehrlich mit mir gemeint und ich mußte stets das Mittel sein, um die ehrgeizigen Pläne der Männer zu fördern, denen mein Schicksal anvertraut war. Meine Jugend schwand dahin, ohne daß ein Auge liebend in das meine sah, und ich bin doch ein Weib, das der Liebe bedarf."

Mit Thränen in den Augen sah Johanna bei den letzten Worten vor sich hin. Aldenarde stand auf und sagte in vorwurfsvollem Tone: „Mir sagt Ihr, daß Ihr nie Liebe gefunden habt?"

Da erhob sich auch Johanna, warf sich stürmisch an seine Brust und rief: „Ich habe sie gefunden. Ja, Arnulf, Euch vertraue ich, an Euch glaube ich, und ich könnte nicht leben, wenn dieser Halt mir entrissen würde."

Aldenarde preßte sie fest an sich. „Wie könntet Ihr an mir zweifeln," sagte er, „an mir, der nur für Euch athmet, nur Euer Glück im Auge hat?"

Johanna machte sich sanft von ihm los und entgegnete: „Darum vernehmt, was ich zu thun gesonnen bin. Flandern bedarf eines starken Armes, ich eines Schützers und Berathers. Papst Innocenz wird mein Gesuch um Scheidung von Ferdinand, das ich ihm zu senden gesonnen bin, gewähren. Ihr, Arnulf, Ihr sollt dann mein Gatte werden!" Und überwältigt von ihrer Leidenschaft umschlang sie den Geliebten, der ihren Mund mit feurigen Küssen bedeckte und nur Laute der Liebe und Dankbarkeit zu stammeln vermochte.

* *
*

Der Bote nach Rom war abgesandt, und so heimlich die Angelegenheit auch betrieben wurde, konnte es doch den aufmerksamen Blicken der Vaterlandsfreunde nicht verborgen bleiben, daß Aldenarde nahe an seinem Ziele war. Um so fester schlossen sich die Edlen zusammen, und immer lauter sprachen sie von der Möglichkeit, daß Balduin, der Vielverehrte, nicht im gelobten Lande gefallen sei, sondern verborgen in Flandern lebe.

Aldenarde erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Rückkehr des Boten. Schon war die Zeit nahe, da er wiederkehren konnte, aber von Tag zu Tag harrte Aldenarde vergeblich. Er bedachte nicht, daß der Papst zuvor an den König von Frankreich, seinen Bundesgenossen, schreiben, und anfragen werde, wie er sich zu verhalten habe.

Johanna bemerkte zuweilen die unruhige Stimmung des Geliebten und suchte ihn aufzuheitern. Eines Tages saßen sie beisammen in einem ihrer Gemächer. Die hohen Spitzbogenfenster, mit dem damals noch sehr kostbaren, nach unsern Begriffen aber sehr schlechten Glase, gewährten die Aussicht über die Dächer der Häuser auf eine freie, bewaldete Gegend. Aldenarde war stets sehr zierlich und nach dem feinsten Geschmacke gekleidet. Die langen Schnabelschuhe verunzierten zwar den Fuß, dafür aber ließen die engen Beinkleider und das kurzschößige sammtene Wams die edlen Formen seines Körpers um so vortheilhafter hervortreten. Er saß bei Johanna und betrachtete ein mit wundervollen Initialen in Gold und Farben verziertes Meßbuch, welches ein berühmter Rubricator für sie gemalt hatte. Sie sagte daher scherzend zu ihm: „Gesteht nur, mein Freund, daß das Wagniß unserer Verbindung Euch zu groß erscheint, und daß Ihr das Gelingen bezweifelt. Ihr seid so besorgt, während ich voll froher Hoffnung in die Zukunft blicke.“

„Mißversteht mich nicht,“ erwiederte Aldenarde, „und verzeiht, wenn ich besonnener erscheine, als es zu einer Zeit, die so viel Glück mir verheißt, ziemlich sein dürfte. Bedenkt, daß ich Jahre lang geschmachtet, und mich in hoffnungsvoller Sehnsucht verzehrt habe. Nach so vielen schlaflosen Nächten, in denen Euer bezauberndes Bild mir vorschwebte, und gar oft die Qual brennender Eifersucht mein Gehirn verrückte, heißt es zu viel verlangen, wenn ich nun mit einem Male mich in den Himmel Eures Besitzes hineinträumen soll. Als ich mit

Eurem Gemahl und vielen andern Rittern in die Gefangenschaft nach Paris geführt wurde, wähnte ich fern von Euch sterben zu müssen. Von Tag zu Tag wuchs meine Leidenschaft und meine Verzweiflung. Ich erlangte meine Freiheit, durfte Euch wiedersehen, in Eurer Nähe weilen, und glaubte damit den Gipfel meiner Wünsche erreicht zu haben. Nun aber winkt mir ein Ziel, wie es die kühnste Phantasie nicht schöner schaffen konnte. Wie soll ich da meine Fassung bewahren?"

Johanna war innig gerührt. „Bedenket," sagte sie, „daß ich entschlossen bin, Alles für meine Liebe zu opfern, und daß auch ich endlich einmal glücklich sein will. Seit ich weiß, daß Ihr mich über Alles liebt, und daß kein anderer Wunsch Euch erfüllt, als mich glücklich zu machen, vertraue ich Euch ohne Wanken, und weiß, Gott wird unsern Bund segnen."

Eine Pause seliger Umarmung folgte diesen Worten. „Johanna! mein geliebtes Weib!" flüsterte Arnulf, „Deine Worte schließen mir den Himmel auf."

Er wollte noch mehr sagen, aber ein Tumult, der von der Straße herauf schallte, unterbrach das süße Tändeln der Liebenden. Aldenarde, der ohnehin fortwährend voll Besorgniß und Argwohn war, stand rasch auf und trat an eines der Fenster.

„Was gibt es?" fragte Johanna.

Aldenarde erwiederte: „Ein Haufe von Edlen und Volk stürmt herauf, voran die Barone von Kranhoven. Was mag geschehen sein?"

In diesem Augenblick trat der Geheimschreiber der Gräfin herein und sagte: „Viele Edle erbitten sich Gehör

bei Euch, hohe Frau; o kommt, der Jubel, der das Volk durchdringt, will sich Luft machen, weil Jeder die Rettung Flanderns hofft."

Johanna war überrascht. Was führte das Volk zu ihr? Weshalb nur jubelten die Barone? Sie wähnte, die Botschaft aus Rom sei gekommen, und das Land freue sich ihres Entschlusses. Rasch erhob sie sich und eilte nach der großen Halle. Besorgt folgte ihr Aldenarde.

Dort angekommen, fand sie bereits eine große Anzahl Edelleute versammelt. Voll freudiger Erwartung rief sie ihnen entgegen: „Was führt Euch her? Was ist geschehen?"

Hugo von Kranhoven war der Erste, der in jugendlicher Lebhaftigkeit das Wort ergriff. „So Wunderbares ist geschehen," sagte er, „daß man kaum zweifeln darf. Gräfin, Euer Vater, Graf Balduin, lebt und ist uns nahe."

Die Gräfin glaubte nicht recht gehört zu haben. „Was sagt Ihr?" stammelte sie, „hör' ich recht?"

Mehrere der Edlen wiederholten Hugo's Worte.

„Mein Vater?" fragte die Gräfin noch einmal und erbleichte; „wär' es denn möglich?"

Die Wiederkehr todtgeglaubter Personen war damals nichts Seltenes, und man wußte davon die wunderbarsten Beispiele. Das Wunderbare war ja ohnehin an der Tagesordnung, und der Glaube an unerhörte Ereignisse bildete eine Lieblingsneigung des Volkes. Sobald irgend etwas, was nicht ganz außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit lag, mit den allgemeinen Wünschen

übereinstimmte, bedurfte es nur der ersten bestimmten Behauptung, um sofort den Glauben dafür zu finden, und oft wäre es dem Urheber einer solchen Kunde später selbst ganz unmöglich gewesen, dieselbe zurückzunehmen. In diesem Augenblicke waren nur zwei Personen in der Halle des Schlosses zu Gent anwesend, die Ursache hatten, an der Rückkehr des Grafen Balduin zu zweifeln. Es war Aldenarde und die Tochter Balduin's, Johanna, die jedoch noch schwankte, ob sie die Kunde eine glückverheißende oder eine unheildrohende nennen sollte. Aldenarde dagegen war sofort fest überzeugt, daß das Ganze ein Spiel sei, um Flanderns Selbständigkeit zu retten, und damit seine Pläne zu vernichten. Sein Entschluß stand daher auch sogleich fest.

„Erzählt, wie kommt Ihr zu so unglaublicher Kunde?" sagte er.

Hugo von Kranhoven berichtete: „Nicht fern von hier, im Walde, wohnt seit einiger Zeit ein alter Einsiedler, der ganz verborgen lebt und seine Zeit mit Bußübungen und Gebet verbringt. Wer ihn sah, war überrascht von dem edlen, wenngleich von tiefen Leiden durchfurchten Antlitz. Die unsichere Nachricht vom Tode unseres vielgeliebten Herrn hat niemals Glauben im Volke gefunden, und oft schon ging die Sage, es sei Kunde von ihm zurückgelangt. Seit wenig Tagen nun ist jener Eremit von einigen älteren Männern als Graf Balduin erkannt worden, und obgleich er sich weigert, seinen wahren Stand und Namen zu nennen, so drangen sie doch in ihn und begrüßten ihn als Herrn und Grafen von Flandern. „Ihr irrt," sagte der edle Greis,

„ich bin weder Fürst noch Herr, sondern ein büßender Greis, der schwer gesündigt hat und der Gnade bedürftig ist.“ Sie aber ließen nicht nach, überzeugt, daß er Graf Balduin sei. Wir eilten hieher, um Euch dies zu verkündigen, edle Gräfin.“

In Johanna's Herzen regte sich etwas, wie die Liebe der Tochter. Rasch frug sie: „Und habt Ihr ihn gesehen, gesprochen?“

„Nicht ich,“ entgegnete Hugo, „was sollte es auch frommen, da ich mich seiner doch nicht mehr entsinnen kann.“

Johanna wendete sich darauf zu einem der älteren Barone. „Doch Ihr, Baron Neukerk,“ sagte sie, „der Ihr den Vater selbst nach Palästina begleitet habt, Ihr müßt doch entscheiden können, ob er es ist?“

Mit Herzklopfen erwartete sie die Antwort. Der Gefragte versetzte: „Noch hab' auch ich den Eremiten nicht gesehen, doch sagt mir mein treu ihm ergebenes Herz, daß er es ist, denn kein Zeuge seines Todes kam je zurück, und wir verließen ihn im kaiserlichen Glanz zu Konstantinopel. Alle zweifelten wir an der Wahrheit der Trauerkunde. Auf darum, laßt uns ihm entgegeneilen und feierlich ihn einholen.“

Die ganze Versammlung stimmte lebhaft mit ein, nur Aldenarde trat heftig hervor und rief: „Geduld, Ihr Männer! Wollt Ihr auf ein bloßes Gerücht hin durch Eure Uebereilung das Land in Unheil stürzen? Wenn Alle sagen, der Graf lebt, so sage ich, Balduin ist todt, und irgend ein fremder Abenteurer, der ihm ähnlich sieht, hat Euch bethört. Das Volk glaubt

niemals gern, daß seine Helden sterben; so erwarten sie in England noch immer die Rückkehr des Königs Artus, in Deutschland die des Barbarossa. Wohl sehe ich Manchen hier, dem die Rückkehr des Grafen erwünscht wäre, aber laßt Euch nicht täuschen, und bedenkt, wie leicht Ihr neues Unheil über Flandern bringen könnt."

Der alte Kranhoven hatte bisher der Scene ruhig zugesehen. Jetzt aber trat er vor und sagte mit scharfem Tone: „Euch wäre seine Rückkehr also nicht erwünscht?"

Aldenarde war betreten; doch faßte er sich bald wieder und entgegnete, indem er auf Johanna zeigte: „Hier steht meine Gebieterin, die Regentin Flanderns, der meine Treue gehört. So lange jener Eremit nicht ganz unzweifelhafte Beweise für die Wahrheit seiner Behauptung aufbringt, so lange halte ich ihn für einen Abenteurer, der die Rechte meiner Herrin antastet, und Jeden, der ihm anhängt, für einen Rebellen."

Diese entschiedenen Worte blieben nicht ohne Wirkung auf Johanna. Aldenarde hatte darauf gerechnet und da es für ihn nur die Wahl gab, in diesem Streite zu siegen oder seine schönsten Hoffnungen verloren zu geben, so ging er muthig vor.

Wilhelm von Kranhoven beobachtete die Gräfin und bemerkte ihr Schwanken. Verstimmt frug er sie: „Was sagt Ihr, Gräfin?"

Er konnte diese Frage sparen, hätte er das Herz Johanna's besser gekannt. Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn Aldenarde ganz für sie entschieden und ihr jede Meinungsäußerung erspart hätte. Nun erwiederte sie ausweichend: „Aldenarde mag Recht haben,

und es geziemt uns jedenfalls, in dieser hochwichtigen Angelegenheit die äußerste Vorsicht walten zu lassen."

Ein Gemurmel des Unwillens folgte diesen Worten, und es vermehrte sich noch, als Aldenarde zu Johanna sagte: „Wollt Ihr, erlauchte Herrin, mir die weiteren Schritte in dieser Sache anvertrauen, so will ich mich bemühen, die Beweise für die Unechtheit der Angaben jenes Abenteurers beizubringen.

Zornig rief Wilhelm von Kranhoven: „Wie könnt Ihr von einer Untersuchung reden, und doch im Voraus die Ueberzeugung aufstellen, daß der Eremit nicht unser Herr Balduin ist."

„Mit größerem Rechte," entgegnete ebenso heftig Aldenarde, „als Ihr das Gegentheil behauptet." — Dann wendete er sich nochmals zur Gräfin und sagte laut und deutlich: „Euer edler Vater, Gräfin, ist todt." Er wußte wohl, was er wagte, indem er so bestimmt auftrat, aber der Haß aller Edlen des Landes dünkte ihm nichts, wenn er nur Johanna für seine Ansicht gewann. War er erst ihr Gemahl, so konnten sie ihm Alle nichts anhaben, und außerdem wußte er auch, daß ihm in Paris ein mächtiger Hinterhalt sicher war. Als Johanna daher, selbst etwas unsicher geworden, zu ihm auffah und ängstlich sagte: „Wenn er durch ein falsch Gerücht todtgesagt wäre? Wenn jener Eremit dennoch die theuren Züge, die mir noch ganz dunkel im Gedächtniß leben, zeigte? Wenn — —" Rasch unterbrach Aldenarde ihr Bedenken, indem er sagte: „So könnte es eine täuschende Aehnlichkeit sein, die Euch irre führte;

laßt mich gewähren, ich verbürge Euch die Entdeckung der Wahrheit."

Noch nie war er der Geliebten so entschieden entgegengetreten und sie fügte sich gern dem männlichen Tone, der ihr um so wohlthuender war, da sie glaubte, nur ihr eigenes Interesse sei die Veranlassung dazu. Als daher Wilhelm von Kranhoven wagte, ihr zu sagen: „Laßt Euch warnen, Gräfin, und vertraut hier allein der Stimme Eures Herzens und Eures Volkes. Hört nicht auf ihn!" — da entgegnete sie tief beleidigt: „Wie, Baron, Ihr tastet den Mann an, dem ich mein Vertrauen schenke, und wollt Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Treue bei mir erwecken? Eure Worte berauben Euch und Eure Genossen völlig meines Zutrauens und vernichten den letzten Rest von Glauben an jenen Abenteurer in mir."

Wilhelm und seine Genossen fühlten, daß einem bethörten Weibe gegenüber die Wahrheit keine Macht habe. Sie schwiegen daher. Johanna aber wendete sich wieder zu Aldenarde und sagte: „Ihr seid mein Stellvertreter in dieser Angelegenheit, Eure Entscheidung ist die meine!" Damit ging sie fort, glücklich in sich, daß sie Gelegenheit gehabt hatte, dem Geliebten ihr ganzes unbedingtes Vertrauen zu zeigen. Aldenarde blickte stolz um sich. „Flanderns Wohl wird mein Ziel sein," sagte er, und folgte der Gräfin. Den zurückbleibenden Edlen klangen diese Worte wie Hohn, und es würde vielleicht jetzt schon zu einem entschiedenen Bruche gekommen sein, wenn irgend einer der Barone das Wort gegen Aldenarde ergriffen hätte. Mit Spannung blickte Wilhelm von

Kranhoven auf seinen Sohn, aber Hugo blieb ruhig und schien nicht zu wissen, wie er über das Vorgefallene denken solle.

Nach und nach zerstreuten sich die Versammelten, aber die ganze Stadt blieb in Bewegung wegen der einmal angeregten Frage, ob der Eremit wirklich Graf Balduin sei. Während die beiden Kranhoven ihrer Wohnung zuschritten, sagte der Vater: „War meine Warnung ohne Grund? Du siehst es, Aldenarde war der Erste und Einzige, der zweifelt."

„Sein Zweifel befremdet mich," entgegnete Hugo, „aber ich kann ihn nicht als einen Beweis gelten lassen, daß Aldenarde zum Verräther werden sollte. Du selbst hast den Eremiten noch nicht gesehen, wer weiß, ob Du nicht doch noch Aldenarde Recht geben mußt."

„Nimmermehr!" entgegnete Wilhelm; „denn wenn jemals etwas für uns vom Himmel zu erbitten war, so ist es die Rückkehr des vom Volke angebeteten Balduin. Wer hier nicht unbedingt der begeisterten Meinung des Volkes beistimmt, der ist nicht der Freund des Volkes, denn das Volk glaubt an ihn und wird in diesem Glauben siegen. Jetzt ist die Zeit zum Handeln gekommen! Unsere Losung ist: Es lebe Balduin, unser Herr, der zurückkehrt, uns zu erlösen vom Joche Frankreichs."

Zweites Capitel.

Tag für Tag pilgerte das Volk nun hinaus nach dem Walde, wo jener Einsiedler, den man für Balduin erkannt hatte, wohnte. Immer fester wurde der Glaube an ihn. Was den gemeinen Mann ganz besonders für ihn einnahm, war die ehrfurchtgebietende Würde seiner Erscheinung, die mit Milde gepaart war. Die edelsten der Barone verkehrten mit ihm und behandelten ihn, trotz seiner Weigerung, wie ihren Fürsten und Oberherrn. Bald war die Ueberzeugung, daß er der todtgeglaubte Graf sei, so fest im Volke, daß alle, die einst Graf Balduin gesehen hatten, sich heilig für ihn verbürgten.

Arnulf von Aldenarde verlebte indessen Tage und Nächte der peinigendsten Ungewißheit. Von Rom war noch immer keine Nachricht gekommen. Er hatte dem Boten den Auftrag gegeben, einige Reliquien von dort mitzubringen, um dieselben der Kirche von Gent zum Geschenk machen zu können. Nun bereute er, dies gethan zu haben, denn der Reliquientransport war damals gefährlicher, als irgend ein anderes Geschäft.

Zwar hoffte er, sein Bote werde die Klugheit haben, den kostbaren Schatz heimlich zu transportiren, denn that er dies nicht, so lief er Gefahr, im ersten besten Quartier bestohlen oder gar ermordet zu werden, damit man die Reliquien dann der Kirche des betreffenden Ortes übergeben oder sie theuer verkaufen konnte. Wie leicht konnte der Bote sich jemand anvertraut und die Documente, welche die Aechtheit der heiligen Gebeine oder Kleider bescheinigten, vorgezeigt haben. Zehnmal des Tages verwünschte Aldenarde den frommen Sinn seiner Geliebten, der er durch diesen Auftrag eine Freude zu machen beabsichtigt hatte. Hätte er ihr doch einen kostbaren Schmuck oder dergleichen zum Brautgeschenk bestimmt, es wäre zwar minder wirksam aber auch minder gefährlich gewesen.

Seit mehreren Tagen verweilte Aldenarde häufig außerhalb der Stadt, auf der Straße, die nach Paris führte. Er ritt dort oft stundenlang umher, hatte sich mit armen Leuten, die als Kohlenbrenner am Waldesrande wohnten, bekannt gemacht, und indem er sich für ihr Gewerbe zu interessiren schien, beschenkte er sie oft reichlich. Ungeduldig blickte er dann zuweilen von einer Anhöhe hinab; es war offenbar, daß er jemand erwartete. Und so war es denn auch in der That. Voller Sorge harrte er der Ankunft seines ihm ganz ergebenen Reitknechtes Kurt entgegen, den er in geheimer Sendung nach Paris geschickt hatte. Endlich eines Morgens früh sah er denselben heransprengen. Er ritt ihm entgegen und war so begierig auf die Nachrichten des Burschen, daß er denselben sofort auf

der Landstraße anhielt. „Bist Du endlich da?“ sagte er rasch; „das ist brav von Dir! Was bringst Du?“

Der Bursche hielt sein Pferd an, wischte sich Staub und Schweiß von der Stirn und entgegnete dann: „Ich bringe einen großmächtigen Brief, Herr Baron. Das nenne ich geritten!“ setzte er aufathmend hinzu; „zwei Pferde sind unterwegs geblieben; nun, Ihr wolltet es ja so haben.“

„Gut, gut!“ sagte Aldenarde ungeduldig; „gib nur den Brief her.“

Der Bursche hatte das Schreiben endlich gefunden und übergab es dem Baron. Dieser fragte: „Hat Dich niemand, der Dich kennt, unterwegs bis hierher gesehen?“

Als der Bursche verneinte, fuhr Aldenarde fort: „Daß Du schweigst gegen jedermann, hörst Du; es möchte sonst um Deinen Kopf nicht gut stehen. Du warst am Rhein, verstehst Du, in Angelegenheit des Grafen von Lille. Geh' jetzt zur Ruhe und sieh' zuvor nach den Pferden. Vielleicht gibt es bald wieder einen Auftrag für Dich.“

Kurt ritt weiter, konnte es jedoch nicht über das Herz bringen, zuvor noch zu erzählen: „Allen Respect vor den französischen Herren. Haben die mich gepflegt und gehätschelt! Trinken und essen durfte ich, so viel ich wollte, und der König ließ mir sogar ein ganz artiges Geldgeschenk überreichen.“

Aldenarde lächelte und winkte ihm, nach Hause zu reiten. Dann ritt er selbst nach der Köhlerwohnung, ließ sein Pferd von einem Knaben halten und stieg ab,

um den erhaltenen Brief zu lesen. Er ging seitwärts in den Wald und vertiefte sich in das Schreiben, worin Ludwig VIII. von Frankreich ihm danken ließ für die Mittheilung in Bezug auf den wiedergekehrten Balduin und ihm zugleich anzeigte, in welcher Weise er dabei zu verfahren gedächte. Aldenarde murmelte zuweilen etwas zwischen den Zähnen, was wie Befriedigung über die erhaltenen Nachrichten klang. „Gut ausgedacht," sagte er unter anderem, „der Vogel soll in die Falle gelockt werden. Der König sendet eine Gesandtschaft, um ihn auf freundschaftliche Weise nach Paris einzuladen, er kann nicht ablehnen, denn er ist und bleibt Frankreich lehnspflichtig. Die Rückreise wird er dann wohl ersparen können!"

Nach einiger Zeit kehrte er zu den Köhlersleuten zurück, bestieg sein Pferd, warf dem Knaben einige Silbermünzen zu und ritt sogleich zur Gräfin, wo er heute heiterer als seit langer Zeit erschien.

Tiefer und tiefer führte die dämonische Macht des Bösen den einst ritterlichen Baron von Aldenarde von Verbrechen zu Verbrechen. Als er in der Gefangenschaft zu Paris gewesen war, hatte die Gewalt der unseligen Leidenschaft für Johanna ihn verleitet, sich dem Könige von Frankreich zum Gehülfen seiner Pläne gegen Flandern anzubieten, und der Preis für diesen Verrath war seine Freilassung. In Flandern angekommen, bewirkte der ungehinderte Verkehr mit der Gräfin ein helleres Auflodern der Begierde nach ihrem Besitz, und Johanna selbst verstrickte sich weit in das Netz der gefährlichen Liebe. Nun eröffnete sich dem Unseligen

eine neue Aussicht. Johanna konnte sich von dem ihr aufgedrungenen Gatten trennen, konnte sein Weib werden, und er damit die Herrschaft über Flandern erhalten. Schon hoffte er, daß sein Weg wieder aufwärts zur Ehre führen könne. Als Johanna's Gatte, wähnte er, werde es ihm gelingen, die Liebe des Volkes zu gewinnen, er entwarf den Plan, mit Frankreich alsdann zu brechen, und durch ein Bündniß mit England auch den Zorn der Barone zu besänftigen — da mit einem Schlage veränderte das Erscheinen des Eremiten die Lage der Dinge völlig. Er konnte nicht mehr zurück. Wenn auch ein neuer Verrath das Mittel zum Zweck sein mußte, er entschloß sich, ihn zu begehen. Unmöglich konnte er Johanna aufgeben, und das sah er ein, ihr Besitz war für ihn an eine Vermählung, und somit an die Scheidung von Ferdinand geknüpft. Vor seinen Blicken stand sie im Glanz ihrer Schönheit, so wie damals, als Ferdinand sie nach Flandern zurückführte und Aldenarde mit den andern Baronen des Landes ihr entgegenritt, sie einzuholen. Damals hätte jeder sein Leben gewagt für die jugendliche herrliche Frau, und nun, da er Gewißheit hatte, sie besitzen zu können, sollte er zurückbeben vor einem Schritt, den er doch bereits halb gethan. Sie liebte ihn, sie sah ihr Glück in der Verbindung mit ihm — in diesem Gedanken versank der letzte Scrupel, der letzte Hauch des ersterbenden Gewissens.

Johanna ahnte nicht entfernt, was in der Brust ihres Geliebten vorging. Sie sah in ihm das Vorbild aller ritterlichen Tugenden, und war weit entfernt

zu fürchten, daß er durch unwürdige Mittel ihren Besitz erstrebe.

Die Frauen der damaligen Zeit schwelgten gern in der unbedingten Verehrung ihres Ritters, sie liebten es, neben der irdischen Frau auch ein wenig die Heilige zu spielen und Johanna vermied es daher gern, sich Aldenarde gegenüber gar zu sehr in die weltlichen Angelegenheiten zu mischen. So lange sie liebte, versuchte sie, für ihn nur das hingebende, dabei aber durch Frömmigkeit verklärte Weib zu sein.

Auch ihr wurde das Ausbleiben des Boten von Rom nachgrade etwas ängstlich, aber sie unterdrückte die Besorgniß und ließ den Geliebten nie etwas davon merken. Eine Ehescheidung war damals in der katholischen Kirche noch nichts verpöntes und sie hatte nicht nöthig, zu befürchten, daß die Sache Schwierigkeiten haben werde. Allerdings kam es auf den Willen des Papstes an. Daß dieser zuvor mit Ludwig von Frankreich über die Angelegenheit correspondiren werde, ahnte sie nicht.

Die Barone sahen ein, daß der Aufenthalt des wiedergefundenen Balduin im Walde nicht der Würde desselben entsprach. Sie begriffen, daß man ein Ereigniß in Scene setzen muß, bevor es zu seiner vollen Geltung gelangen kann. Darum schrieben sie eine große Versammlung aus und forderten den gesammten flandrischen Adel auf, sich im Schlosse zu Gent einzufinden, wo an einem bestimmten Tage die feierliche Wiedereinsetzung des Grafen stattfinden sollte. Auch Johanna wurde gebeten, dort zu erscheinen. Auf

Aldenarde's Rath ließ sie die Königin Mathilde von Portugal, die Mutter ihres Gemahls, ebenfalls zu der Zusammenkunft einladen und Hugo von Kranhoven hatte die Botschaft überbracht.

An dem bestimmten Tage kamen die Edelleute in Gent zusammen und trafen sich im Schlosse. Eine Abtheilung der Edelsten war zu dem Eremiten abgesandt worden, um ihn einzuführen. Bevor derselbe ankam, besprachen sich die beiden Barone Kranhoven mit einigen andern Herren. Alle waren voller Freude und wünschten sich gegenseitig Glück, diesen Tag erlebt zu haben, denn sie durften die Ueberzeugung hegen, daß die bloße Wiedererscheinung des allgeliebten Balduin das flandrische Volk zu Heldenthaten begeistern, Freiheit und Selbständigkeit des Landes wiederherstellen werde.

Einer der Ritter frug Hugo von Kranhoven, ob die Königin Mathilde bei der Versammlung erscheinen werde, und Hugo entgegnete, daß sie zugesagt habe, zu kommen. Jener sagte: „Wie fandet Ihr sie und wie nahm sie die Botschaft von Balduin auf?"

„Ein seltsam Weib fand ich in ihr," entgegnete Hugo, „das mir wie eine Zauberin aus heidnischer Vorzeit erschien. Sie verbringt ihre Zeit mit Sterndeuterei und hofft noch immer große Dinge von der Zukunft. Als ich bei ihr vorgelassen wurde, fand ich sie in einem abenteuerlichen Gemache zwischen Pergamenten, Plänen und allerlei unheimlichem Geräth. Ihr Vertrauter und geheimer Rath Boabdil war bei ihr. Voll Ehrerbietung näherte ich mich ihr, sie bewillkommnete mich mißtrauisch und kalt. Kaum hatte ich von

Balduin's Rückkehr die erste Kunde ihr erzählt, da fuhr sie auf wie eine gereizte Löwin, und als ich des Volkes und der Edlen Freude ihr geschildert, starrte sie mich hohnlachend an und rief voll Wuth: „Ihr Alle seid Betrüger, aber ich werde Eure Absicht vereiteln; ich kenne Balduin, und mein Zeugniß wird mehr gelten, als das von ganz Flandern. Laßt mich den falschen Grafen nur erst sehen und gebt acht, wie ich die Comödie weiter spiele. Verlaßt Euch darauf, er soll sie mit Galgen und Rad beenden, dafür werde ich Sorge tragen."

Dieser Bericht erregte doch einige Besorgniß unter den Edlen. Man wußte, daß Mathilde ein Weib war, die gefährlich werden konnte. Stolz, gefühllos und abergläubisch erschien sie allen, aber jeder bewunderte die Stärke ihres seltenen Geistes. Von Jugend an mußte ihre Schönheit als eines der willkommensten Werkzeuge für Frankreichs Pläne dienen, denn sie kam schon sehr jung und verwaist an den Hof von Paris. Wie der Sclave den Tyrannen, so haßte sie Frankreich, und ihr schlauer Verstand übte sich in jeder Art von Intriguen. Sie war zweimal verheirathet gewesen. Ihr erster Mann, der König Sancho von Portugal, starb zeitig, und wie man sagte, nicht natürlichen Todes. Mehrere Monate nach seinem Tode gebar sie den Prinzen Ferdinand, den sie abgöttisch liebte, als wäre er die Frucht einer leidenvollen Liebe.

Wie der König von Frankreich sie zur Ehe mit Sancho gezwungen hatte, so nöthigte er sie später zur Vermählung mit dem Grafen von Elsaß, hoffend, daß

dieses schöne Land ihm in irgend einer Weise einmal zufallen werde. Mathilde hatte sich lange geweigert, diese zweite Ehe zu schließen, aber endlich willigte sie ein. Auch der Graf Elsaß starb bald, und Mathilde wurde nun halb wie eine Gefangene in Paris gehalten. Endlich befreite die Heirath Ferdinand's mit Johanna die königliche Wittwe, und sie folgte ihrem Sohne bald darauf nach Flandern. Niemals empfand sie Liebe für Johanna, nur an ihrem Sohne hing sie mit übertriebener Zärtlichkeit und machte ihn von Jugend an zum Spielball ihrer herrschsüchtigen Grillen. Sie hoffte in Flandern die Herrin spielen und ihren Rachegelüsten gegen Frankreich freien Lauf lassen zu können, und sie brachte es wirklich dahin, daß Ferdinand den Kampf wagte. Als der Ausgang dann nicht günstig für ihren Sohn ausfiel, als Frankreich, zwar schwer gezüchtigt, zuletzt doch siegte, und Ferdinand in die Gefangenschaft nach Paris geführt wurde, da zog sie sich grollend nach einem festen Schlosse zurück, wo sie sich der Astrologie und Chiromantie ergab. Ein Maure, den sie seit vielen Jahren als Geheimschreiber bei sich hatte und der in der Sternkunde und Arzneiwissenschaft bewandert war, nährte ihre Vorliebe für solche Beschäftigungen.

Bedenklich blickten sich die Barone untereinander an, als soeben ein Herold erschien, der mit lauter Stimme rief: „Gebt Raum für Ihre Majestät die Königin von Portugal.“

Mathilde liebte es, sich in möglichst pomphafter Weise ankündigen zu lassen. Sie war mit dem kleinen

Gefolge ihrer Diener bis vor das Schloß geritten und trat nun, gefolgt von Boabdil, ihrem Geheimschreiber, in die Halle. Unwillkürlich traten die Edelleute auf beiden Seiten in scheuer Ehrfurcht zurück und sie schritt hoch aufgerichtet und stolzen Blickes hindurch, bis zu der Stelle, wo für sie und Johanna reichgepolsterte Stühle bereit standen. Ihr Antlitz zeigte den unverkennbaren Ausdruck übermüthigen Hohnes.

„Ueberall heitere Gesichter, frohe Blicke!" sagte sie zornig vor sich hin. Dann faßte sie mit einem Male den alten Baron Kranhoven in's Auge und sprach zu ihm: „Nun, Herr von Kranhoven, Ihr seid hoffentlich kein jugendlicher Schwärmer und Brausekopf, sprecht, denkt Ihr denn dies Possenspiel im Ernste durchzuführen?"

Ganz betreten fragte der Baron: „Wie versteht Ihr das, Königin?"

Mathilde sah ihn zornfunkelnd an und entgegnete: „Seht doch, wie gut auch Ihr Euch zu verstellen wißt; redet nur kein Wort weiter, denn ich weiß alles vorher, was Ihr sagen werdet."

Da trat einer der ältesten Barone vor und sagte: „Nun, so wißt Ihr eben, daß unser theurer Herr, Graf Balduin, aus dem gelobten Lande zurückgekehrt ist und daß ganz Flandern sich glücklich preisen und zu ihm stehen wird, ob Ihr ihn anerkennt oder nicht."

Mit einem Blicke der hochmüthigsten Verachtung blickte Mathilde den Sprecher an und entgegnete: „Meint Ihr, alter Herr? Ich dächte, es ziemte Euch, die Ueberstürzung jüngeren Leuten zu überlassen. Habt

Ihr vergessen, daß ich die einzige bin, die Euer Gaukelspiel enthüllen kann? Frankreich hat inzwischen seinen Herrscher gewechselt, der Hohenstaufe ist auf den deutschen Kaiserthron gekommen und in England sitzt ein neuer König — ich aber bin dieselbe, die einst den Grafen Balduin in Paris gesehen und gar oft bei Turnier und Ritterspiel mit ihm geredet hat. Oder glaubt Ihr, daß man auf Euch und Euresgleichen hören wird, wenn Mathilde von Portugal spricht? Glaubt Ihr, das Recht eines Herrschers sei durch die Anerkennung der Unterthanen gesichert? Thut etwas bescheidener, alter Mann, wenn ich nicht an Eurem Verstande zweifeln soll und gebt Euch keine Mühe, mir das Märchen von dem wiedergekommenen Balduin aufzubinden. Der Graf Balduin von Flandern ist todt und kehrt nicht wieder, da habt Ihr meine Meinung."

Während das hochmüthige Weib so sprach, war Aldenarde von der Seite in den Saal getreten. Er kam aus den Gemächern der Gräfin. Als Mathilde ihn erblickte, fragte sie: „Wo bleibt die Gräfin?"

Aldenarde entgegnete sehr höflich: „Eure Majestät mag mir verzeihen, wenn ich vielleicht eine unerwünschte Botschaft zu bringen habe. Unsere erlauchte Herrin hat mir befohlen, ihre hohe Person in der wichtigen Angelegenheit, die hier verhandelt werden soll, zu vertreten, da sie selbst nicht zugegen zu sein wünscht."

Ein allgemeines Murren und einzelne Ausrufe äußerster Unzufriedenheit ertönten aus den Gruppen der Edelleute. „Was sagt Ihr?" rief Baron Wilhelm von

Kranhoven; „die Gräfin weigert sich, ihren Vater zu sehen?"

Andere stießen drohende Worte gegen Aldenarde aus. Auch Mathilde frug: „Johanna kommt nicht? Habt Ihr dies Stückchen vollbracht, Herr von Aldenarde?"

Aldenarde behielt die Miene ruhigen Bewußtseins der Pflichterfüllung. Zuerst wendete er sich zu Mathilde und sagte im Tone der Demuth: „Mißtraut Ihr meiner Absicht, hohe Königin, weil ich dem Willen meiner Herrin gehorche?" Dann sagte er zu den Baronen: „Unsere edle Gräfin findet nach genauer Prüfung der Umstände, daß ihr persönliches Erscheinen bei dieser Versammlung nicht rathsam ist, da sie fürchtet, daß ihr Herz beim Anblick ihres angeblichen Vaters mehr als nützlich ist für ihn sprechen dürfte. Mit doppelt unverhohlener Freude wird die edle Tochter den geliebten Vater willkommen heißen, wenn erst durch unbezweifelte Beweise dargethan ist, daß sie dies von ganzer Seele darf."

Das unzufriedene Murren der andern Edelleute vermehrte sich nur nach diesen Worten und drohende Blicke trafen von allen Seiten auf Aldenarde.

Die Königin Mathilde trat dicht an ihn heran und sagte: „Mir kann es gleich sein, ob Johanna hier erscheint oder nicht; so viel aber sehe ich, Ihr seid falsch wie die andern, wenn auch nach einer anderen Richtung."

Aldenarde behielt ihr gegenüber den Anschein tiefer Unterwürfigkeit und sagte: „Auf Euren Ausspruch vornehmlich wartet meine gnädigste Herrin."

Bei sich aber dachte er: „Laßt nur dies Spiel glücklich zu Ende und den Dispens aus Rom hier angelangt sein, so wird es nicht schwer fallen, diese alte Närrin zu beseitigen."

Mathilde setzte sich und winkte Boabdil an ihre Seite. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, aber mit einer Art von phantastischer Pracht. Wenn man sie so dasitzen sah in ihrer eigenthümlich majestätischen Erscheinung, an der Seite den braunen Boabdil, der in arabischer Kleidung war, so bot sie ein höchst merkwürdiges, fremdartiges Bild.

Kaum hatte sie sich niedergelassen, als von der Straße her lautes Rufen und freudiger Tumult erschallte. Eine große Bewegung entstand auch in dem Saale, denn man vermuthete sogleich die Ankunft des Eremiten, der von seinem Gefolge geleitet durch die Stadt auf das Schloß zukam. Das Volk war ihm entgegen gezogen und hatte ihn mit allen erdenklichen Zeichen der Liebe und Verehrung begrüßt. Kinder streuten Blumen unter die Hufe der Rosse und alle Straßen, durch welche der Zug kam, waren mit Fahnen und Kränzen geschmückt. Greise warfen sich weinend vor Freude neben seinem Pferde auf die Knie und begehrten seine Füße zu küssen, denn alle sahen in ihm den langbetrauerten Balduin, und vertrauten fest darauf, daß er bessere Zeiten bringen werde. Vergeblich wehrte der ehrwürdige Mann dem allgemeinen Jubel. Bescheiden und ernst zog er zwischen den reich gekleideten Baronen dahin und blickte von Zeit zu Zeit gen Himmel, als wolle er Gott zum Zeugen rufen, daß

er nicht nach allen diesen Auszeichnungen getrachtet habe.

So langten sie am Schloß an, und der tausendstimmige Ruf: „Es lebe Graf Balduin!“ erschallte auf's neue, als sie sämmtlich von den Rossen stiegen und diese den Dienern überließen. Sie begaben sich in die große Halle, wo die übrigen Herren versammelt waren, und wo sie hofften, auch die Gräfin anzutreffen.

Unwillig wendete sich Mathilde zur Seite, als der Lärm sich nahte und die anwesenden Edelleute dem eintretenden Eremiten mit lauten Begrüßungen entgegeneilten. In ihrem Herzen kochte es und es kostete sie Mühe, ihre Wuth zurückzuhalten. Jetzt lauschte sie, denn der alte Mann sprach und suchte sich von den Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Seiten gebracht wurden, zu befreien.

„Ich wiederhole Euch, Ihr Herren,“ sagte er, „was ich so oft schon gesagt habe: Ihr irrt, ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet. Ich bin ein Greis, den das Maß seiner Sünden schwer beugt. Nach Macht und Hoheit strebt mein Sinn nicht, mir geziemt vielmehr, die Gnade Gottes zu erflehen, darum laßt mich in die Einsamkeit zurückkehren.“

Mathilde vernahm diese Worte, die der Eremit in eindringlichem Tone sprach. Sie lauschte aufmerksam, denn ihr war, als sei die Stimme ihr nicht unbekannt. Aber sie verbannte den Gedanken, der in ihr aufstieg und sagte höhnisch vor sich hin: „Nun, das ist wahrlich doch der Thorheit Uebermaß; der Mann erklärt es selbst, daß er der Graf nicht ist und dennoch — —“

Bei den letzten Worten war sie aufgestanden und jetzt blickte sie in des Eremiten Gesicht. Was geschah mit ihr, daß sie plötzlich so zusammenschrak! Lautlos starrte sie den Greis eine Secunde lang an, dann stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, und indem sie betäubt auf ihren Stuhl zurücksank, stöhnte sie wie in Todesangst: „Wen seh ich? hinweg! hinweg! Was will der hier?"

Auch der Eremit war in furchtbarer Aufregung. „Mathilde!" rief er; „welch' unseliges Verhängniß!"

Hätte ein Blitzstrahl plötzlich ein Mitglied der Versammlung erschlagen, die Bewegung unter den Anwesenden hätte nicht größer sein können. Das stolze, unbeugsame Weib saß wie geknickt auf ihrem Stuhl, halb bewußtlos, zitternd und bleich, und niemand wußte, was die Ursache ihrer Erregung war. Viele glaubten, sie habe wider ihren Willen dennoch den Grafen erkannt, aber keiner wagte die unheimliche Stille zu unterbrechen.

Nach einer kurzen Pause, in welcher die in dem Saale herrschende Ruhe gegen das heitere Leben vor dem Schlosse scharf contrastirte, war es, als erwache Mathilde aus einem schweren Traume. Ohne sich zu regen, flüsterte sie in einem so ängstlichen Tone, wie man ihn sonst nie von ihr hörte: „Seid Ihr da, Boabdil?"

Der Maure beugte sich zu ihr herab und erwiederte ebenfalls flüsternd: „Faßt Euch, erhabene Frau! Was ist Euch?"

Mathilde schien alles um sich her vergessen zu haben.

Sie ergriff Boabdil's Hand und sagte halblaut zu ihm: „Ihr wißt, wie seltsam oft die Gestirne uns die Ereignisse vorher verkündigen. Mir sagten sie in den letzten Tages etwas Großes voraus und schrecklich geht es in Erfüllung. Ich hatte kürzlich einen schweren Traum. Mein Gatte, König Sancho, stieg empor und hielt mir einen Spiegel vor's Gesicht.· Erschreckt blickte ich hinein und sah nicht meins, doch ein mir wohl bekanntes Antlitz, und drüber stand das Wort Vergeltung. Als ich erwacht war, höhnte ich den Traum: Vergeltung! Pfaffentrug! Die Todten schweigen! Seitdem, wenn ich schlaflos lag, umdrängten oft die Gestalten Verstorbener mein Lager, nur das eine Antlitz sah ich nicht wieder, und hier, soeben" — — indem sie dies mit tiefem Grauen der Seele hervorstieß, wendete sie ihr bleiches Gesicht und blickte wieder auf den Eremiten. „Da," stieß sie hervor; „seht nur, er ist's! Fort, fort mit ihm! —"

Ein dumpfes Entsetzen lagerte noch immer auf den Anwesenden. Boabdil, der seine Gebieterin am besten kannte, suchte sie ihren Träumen zu entreißen. „Denkt Eurer Würde, Königin," sagte er; „seht, wie alle Blicke voll Entsetzen auf Euch ruhen. Der, den Ihr anstarrt, als wäre er ein Geist, soll Balduin sein, der Herr dieses Landes."

Die letzten Worte wirkten seltsam auf die erschreckte Königin. Wie erwachend sah sie sich um und frug ganz erstaunt: „Er Balduin?"

Da ermannte sich der alte Kranhoven und sagte mit

starker Stimme: „Ganz Flandern erkennt ihn als seinen vielgeliebten Herrn.“

Mit jener seltsam ängstlichen Stimme, wie man sie sonst nie an ihr gehört hatte, fragte nun Mathilde: „Und Er? Was sagt er, wer er sei?“

„Noch weigert sich der edle Mann“ — entgegnete Kranhoven, der den Augenblick benutzen wollte — „sich zu nennen, oder irgend eine Auskunft zu geben. Wäre er nicht Balduin, so würde er wohl nicht zaudern, uns seinen Namen zu entdecken, so aber bestärkt sein Schweigen nur unsern Glauben. Ihr aber, hohe Frau, sprecht, erklärt uns, was habt Ihr über ihn zu sagen?“

Ein unwillkürlicher Schauder durchlief den ganzen Körper Mathildens bei dieser Frage. Rasch sagte sie: „Ich nicht! ich nicht!“ Dann wendete sie sich zu ihrem Begleiter Boabdil und flüsterte: „Kommt, Boabdil, laßt uns die Sterne befragen, was hier zu thun ist; ich bin rathlos.“ Darauf ging sie eilig von dannen, im Abgehen noch das Wort „Vergeltung!“ vor sich hin murmelnd, und ließ die ganze Versammlung in der äußersten Bestürzung zurück.

Man athmete erst auf, als sie längst die Halle verlassen hatte. Der Eremit stand in der Mitte derselben, die Hände gefaltet, das Auge zu Boden gerichtet. Wilhelm von Kranhoven trat auf ihn zu und sagte: „Die heftige Erregung der Königin ist ein Zeugniß mehr für die Wahrheit dessen, was wir alle glauben. Da Ihr allein, hoher Herr, darauf besteht, Euch nicht zu nennen, so frage ich noch einmal feierlich, im Namen dieses Eures hartbedrängten Landes: Wenn

Ihr Balduin, Graf von Flandern seid, der von seinem ruhmvollen Zuge in's gelobte Land, wo er zu Constantinopel als Sieger einzog und zum Kaiser ernannt wurde, zurückgekehrt ist, so zögert nicht länger, es uns, Euren getreuen Vasallen, zu sagen, daß wir Euch gebührend huldigen; wo nicht, so löst die letzten Zweifel und gebt die Auskunft, die Ihr uns und Flandern schuldig seid, sagt uns, wer Ihr seid und gebt uns Beweise von Eurer Herkunft, damit wir nach Eurer Aussage dem Volke seinen Glauben benehmen."

Der Eremit schien heftig mit sich zu kämpfen, endlich erwiederte er: „Nichts weiter vermag ich zu sagen, als daß ich ein Büßer bin und zu sein begehre. Mein vergangenes Leben ist und bleibt ewig mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt."

Der Gedanke lag nahe, daß der Graf am heiligen Grabe das Gelübde abgelegt habe, für ewig auf seine weltlichen Rechte zu verzichten. Sämmtliche Barone theilten diese Ansicht. Einer sagte: „Vergeblich ist Euer frommer Wunsch. Zu sehr bedarf Flandern seines Herrn."

Ein anderer meinte: „Unmöglich läßt das Volk sich noch länger durch Eure Weigerung beruhigen, weckt keine Erbitterung und folgt unseren Bitten!"

Ein Dritter rief: „Gott will es, fügt Euch seinem Rufe."

Der Eremit entgegnete hierauf: „Hätte ich die volle Kraft meiner Mannesjahre noch, so würde auch ich dies alles für eine göttliche Fügung halten, und mit Freuden dem Winke des Höchsten folgen, um diesem

Lande zum Heile und zur Freiheit zu verhelfen. Was aber vermag ein kraftloser Greis, der mehr noch unter den Folgen von Reue und Gram, als unter der Last der Jahre seufzt."

„Euer Name ist für uns das Palladium der Freiheit und des Glückes," entgegnete Wilhelm von Kranhoven; „laßt Euch erweichen; kommt, folgt uns, und vertauscht das schlichte Gewand des büßenden Einsiedlers mit einem Kleide, das Eurer Würde besser ziemt."

Mehrere andere Herren vereinten sich mit Wilhelm von Kranhoven und drängten den Eremiten, ihnen zu folgen. Sie hatten alles in Bereitschaft, um denselben so zu kleiden, daß er, heraustretend aus dem Schlosse, dem Volke sogleich in gräflicher Pracht erscheinen könne. Es war dem alten Mann unmöglich, länger zu widerstehen, und er ließ sich bewegen, in ein anderes Gemach zu treten, wo die Umkleidung geschehen konnte.

Unterdessen wünschten sich die Edelleute unter einander Glück zu diesem Ausgange, nur Arnulf von Aldenarde verbiß seinen Ingrimm. Ihm war nichts von den Vorgängen der letzten Stunde entgangen, aber auch er mußte nach dem seltsamen Betragen der Königin Mathilde und dem räthselhaften Verhalten des angeblichen Grafen zweifelhaft werden, was er von der ganzen Sache denken solle. Keiner der übrigen Barone redete mit ihm, nur Hugo von Kranhoven, der noch immer von der Redlichkeit von Aldenarde's Absichten überzeugt war, zog sich nicht von ihm zurück.

Da der Eremit die Halle nun auf einen Augenblick

verlassen hatte, trat jetzt der begeisterte und thatendurstige Jüngling Hugo von Kranhoven hervor und redete die Versammlung folgendermaßen an: „Wohl uns, daß wir diesen Augenblick erleben! Freunde des Vaterlandes, Genossen, Ihr Alle, die Ihr hier versammelt seid: Was ist das edelste Vorrecht, das höchste Gut jedes Einzelnen? Die Selbständigkeit, die Freiheit des Willens. Wir sind ein Volk, das um den Besitz dieser Güter, den man uns schmälern will, ringt. Wenn nun jeder einzelne schon gern sein Leben einsetzt für die Erhaltung seiner kostbaren Unabhängigkeit, wie viel mehr muß ein ganzes Volk darum kämpfen. Laßt uns denn zusammenstehen und uns schaaren um Balduin, unsern Herrn, den Mittelpunkt des flandrischen Volkes, und mit ihm vereint das Joch abschütteln, das man uns unrechtmäßig auferlegt. Wer mit mir einer Meinung ist, der stimme ein in den Ruf: Es lebe Balduin, unser Herr und Führer!“

Diese Worte riefen eine stürmische Begeisterung hervor. Alle Anwesenden stimmten ein in den Ruf: Er lebe! Die Alten umarmten ihre Söhne und drückten den Freunden die Hand. Es war ein Gefühl allgemeiner Freude, an welcher nur ein einziger nicht Theil nahm. Stumm und verlegen drückte sich Aldenarde in eine Ecke des Saales und biß sich vor innerem Groll die Lippen wund. Hugo bemerkte es nicht, denn er war umringt von den andern, denen seine Worte aus dem Herzen gesprochen waren.

Bald darauf trat der Eremit in reicher Kleidung wieder in die Halle. Er sah überraschend stattlich aus.

Zwar das weiße Haar und der greise Bart waren Zeichen hohen Alters, aber sein Gesicht und seine Gestalt trugen die Spur edler männlicher Schönheit. Mit einem einstimmigen Jubelruf begrüßte ihn die Versammlung, worauf er in frommer Resignation zum Himmel aufblickte und sagte: „Ich danke Euch, edle Herren, und sehe ein, daß mein Widerstand vergeblich ist. Gott will es, daß ich Euren Drängen folge und ich füge mich seinem Beschlusse!"

Hierauf umringten die Barone den Greis und geleiteten ihn zur Vorhalle des Schlosses, von wo aus ihn das Volk erblicken konnte. Der Jubel, welchen die Menge anstimmte, war beispiellos, und dieser Tag wurde zu einem Festtage, wie ihn sich die ältesten Bewohner der Stadt nicht erinnerten.

Drittes Capitel.

Es währte nicht lange, so hatten die Barone, welche einsahen, daß es sich um eine rasche That handle, die Anerkennung des wiedergekehrten Balduin in ganz Flandern veranlaßt. Mehrere der reichsten und angesehensten unter ihnen vereinigten sich und unternahmen eine Rundreise mit ihm durch sämmtliche Städte des Landes. Ueberall wurden sie mit Jubel empfangen und begrüßt; der Zug glich einem Triumphzuge, und die Bewohner des Landes dankten Gott unter Glockengeläute für die unerwartete Rettung. Daß Johanna sich ganz zurückhielt und nicht die geringste Aeußerung ihrer Ansicht verlauten ließ, wurde ihr sehr verdacht, und sie verlor dadurch vollständig die Liebe ihres Volkes. Ihre Lage war übrigens bemitleidenswerth. Es zeigte sich auch an ihr die dämonische Macht der Leidenschaft. Je mehr Gefahren und Hindernisse sich ihrer Verbindung mit Aldenarde entgegenstellten, um so heftiger liebte sie ihn, um so undenkbarer war es ihr, daß er mit verrätherischen Absichten umgehen könne.

Im Einverständniß mit den Baronen sandte der neu

anerkannte Graf nun zwei junge Edelleute ab, um beim Könige von England und beim Kaiser von Deutschland die Anzeige der Ereignisse zu machen und zu erforschen, ob letzterer geneigt sei, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Flandern einzugehen. Leider kam der Bote aus Deutschland nicht zurück. Damals war es ein anderes Leben auf den Heerstraßen und an den Flußufern und das Reisen sehr gefahrvoll. Selten zog ein schwerbeladenes Schiff den herrlichen Rheinstrom hinab, und statt heiterer Gesänge vernahm man die halblauten, ängstlichen Rufe der Schiffer oder der Treiber, die mit starken Pferden die Fahrzeuge stromaufwärts zogen. Gar oft geschah es, daß das reiche Frachtgut in die Hände der Raubritter fiel, deren starke Burgen unheimlich drohend auf den friedliebenden Kaufmann herabschauten; dann mußten die Eigenthümer statt des gehofften Gewinnes schweres Lösegeld zahlen oder gar noch Schlimmeres an Leib und Leben ertragen. Gar Mancher lag in den unterirdischen Gelassen der Burgen, bis Hunger und Kälte ihn tödteten, so daß Diejenigen, welche zur Stelle im Streite ihren Tod fanden, glücklich im Vergleiche gegen sie genannt werden konnten. So war am Abend eines gewitterschwülen Tages, als schwere Wolken über Berg und Thal hingen, der junge Karel von Drommel, von der kaiserlichen Pfalz kommend, in die Nähe des Rheins gelangt, und hoffte noch vor Nacht die Stadt Mainz zu erreichen, wo der Bischof ihn bewirthen sollte. Er hatte in Speyer mit dem Hohenstaufen eine Unterredung gehabt, und war ganz erfüllt von der Liebenswürdigkeit und Herzensgüte des Kaisers.

Friedrich II. hatte ihm ein Schreiben an Balduin mitgegeben, und es war vorauszusehen, daß sowohl Deutschland als England sich willig finden ließen, wo es darauf ankam, Frankreich eine Niederlage zu bereiten.

Mitten im Walde, den Karel zu durchreiten hatte, standen einige Hütten, etwas seitab von der Heerstraße. Ein altes Weib saß in einer derselben und bereitete das Abendbrot für ihren Mann und den Sohn, die im Forste mit Holzfällen beschäftigt waren. Die Alte hatte ein rothes Tuch um den Kopf gebunden, und wenn sie in die Kohlen blies, um die Gluth zu erhöhen, erhielt ihr gelbes Gesicht bei der grellen Beleuchtung etwas fremdartig Unheimliches.

Als das Gewitter zum Ausbruch zu kommen drohte und Blitze die Luft durchzuckten, trat die Alte mehrmals in die offene Thür der Hütte, hielt die Hand über die Augen und schaute nach der Gegend hin, von wo die beiden Männer kommen sollten. Dann kehrte sie wieder zu ihrem Steinherde zurück und rührte eifrig im Kessel, wo die Abendsuppe brodelte. Endlich nahten die beiden Holzfäller. Der Vater war dunkel im Gesicht, mit einem starken Barte rings um das Kinn; der Sohn ein frischer, kerniger Bursche, den die Mutter mit zärtlicher Hast zum Herde zog.

„Es ist Zeit, daß Ihr heimkommt," sagte sie — „ein schweres Unwetter ist im Anzuge; Gott sei Denjenigen gnädig, die dabei nicht unter Dach und Fach sind."

„So schlimm wird's nicht werden," versetzte der Sohn, indem er sich mit seinem Vater an den Herd setzte und sich die Abendsuppe reichen ließ.

Kaum war dies geschehen, als die schweren Wolken schon mit aller Macht sich zu entladen begannen. Prasselnd stürzte der Regen auf die Bäume hernieder und die Alte hatte kaum noch so viel Zeit, die Thür der Hütte zu schließen. Je stärker es indessen stürmte, um so behaglicher fühlten sich die drei Menschen in ihrer Hütte. Die Mutter hatte rasch das Mahl vertheilt, und eine Zeit lang vernahm man nichts als das Klappern der Löffel und der Schüsseln, welche die Alte unaufhörlich füllen mußte.

Plötzlich wurden sie durch einen starken Schlag an die Thür gestört. Die Mutter sah nach, was es gab, und stieß einen Ruf des Erstaunens aus, als sie einen fremden Mann gewahrte, der Einlaß begehrte. Er trat rasch ein und gab den ganz durchnäßten Mantel, sowie den Hut ab, welchen die Alte am Feuer trocknete. Es war Karel von Drommel, dessen schlanke Gestalt in einfach grüner Kleidung sehr vortheilhaft erschien. Er strich die feucht gewordenen Locken aus dem Antlitz und näherte sich dem warmen Herde, wo ihm die Alte einen Sitz zurechtlegte.

Er sagte, er habe sich auf der Jagd verirrt, sein Pferd sei vom Blitze scheu geworden, und nachdem er es eine Zeitlang an der Hand geführt, habe es sich losgerissen und sei davon gerannt. Dann sei er in der Dunkelheit von der Heerstraße abgewichen und endlich hier durch den Schein des Feuers hergeführt worden. Die alte Frau hörte mit Theilnahme, ihr Sohn mit Neugierde zu. Der alte bärtige Mann dagegen dachte bei sich, solch' ein feiner Vogel habe wohl einen reichen

Zehrpfennig bei sich und dergleichen müsse man festhalten, wo es herkomme.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen und Karel erhob sich.

„Hier kann ich für die Nacht nicht bleiben," sagte er, „und da der Mond bald scheinen wird, wäre es gar ein hübscher Gang durch den Wald, wenn Einer von Euch mich zu einer anderen Behausung führen will, wo ich Herberge finden kann."

Alle drei riethen ihm, nach der Thalmühle zu wandern, wo er Herberge und wohl auch ein Reitpferd finden könne. Der junge Holzfäller wollte den Fremden begleiten, aber sein Vater hielt ihn zurück und erbot sich selbst dazu.

Ohne Arg nahm der junge Mann Abschied von Mutter und Sohn. Da der Waldpfad nur schmal war, ging bald der Eine, bald der Andere voran. Als sie eine Strecke von der Hütte entfernt waren, erhob der alte Holzfäller seinen wuchtigen Knotenstock und schlug den vor ihm gehenden Fremden todt. Dann zog er die Leiche in das Dickicht, beraubte sie aller ihrer Kleider und sonstigen Habseligkeiten und kehrte nach seiner Hütte zurück. Sein Weib und der Sohn bemerkten sofort, was geschehen war, aber Keines redete ein Wort über den Vorfall.

Am andern Tage wurde das Reitpferd des Ermordeten von einem Streifzuge Söldner auf der Heerstraße eingefangen. Da der Fremde einen ungewöhnlichen Dialekt gesprochen hatte, so erinnerten sich die Leute in der letzten Herberge, wo er abgestiegen war, seiner, und forschten weiter nach. Zuletzt entdeckte man den Mörder,

aber die Papiere, die der junge Mann bei sich geführt hatte, waren verbrannt, und erst nach langer Zeit erhielten die unglücklichen Eltern Karel von Drommel's die muthmaßliche Nachricht, daß ihr Sohn auf der Rückreise von Speyer im Walde ermordet worden sei.

* * *

Während die flandrischen Barone noch immer auf die Rückkehr des jungen Abgesandten warteten, waren inzwischen mehrere Herren von Paris in Gent angekommen, um den wieder zurückgekehrten Grafen zum König von Frankreich zu entbieten. Der Zug der Barone mit Balduin hielt sich grade in Brügge auf, und da die französische Gesandtschaft an Arnulf von Aldenarde gewiesen war, so begleitete dieser sie dorthin.

Aldenarde erklärte nun auch im Namen der Gräfin, daß sie beschlossen habe, auf die Entscheidung des Königs von Frankreich zu warten, und daß dessen Ausspruch für sie maßgebend sein solle. So unkindlich die Barone diesen Entschluß finden mußten, konnten sie doch nichts dagegen thun. Balduin empfing die Gesandtschaft und erklärte sich bereit, die Einladung des Königs anzunehmen. Zuvor aber kehrte er nach Gent zurück.

Dort angekommen, wählte er die beiden Barone von Kranhoven und einige andere Edelleute zu seinen Begleitern nach Paris.

Wilhelm von Kranhoven begab sich vor der Abreise noch einmal nach dem Schlosse, wo Johanna wohnte. Beim Eintritt in eines der Gemächer begegnete ihm Aldenarde, der fast nicht von der Gräfin wich. Der alte Kranhoven konnte sich nicht enthalten, ihm entgegen zu

treten und ihm zu sagen: „Ihr spielt eine seltsame Rolle bei den Vorgängen der letzten Zeit. Mag sein, daß Ihr der Gräfin ergeben seid in anderem Sinn als dem unseren, und daß Euch deshalb die Rückkehr Balduin's unbequem ist, darüber habt Ihr nicht Rechenschaft abzulegen. Wenn Ihr aber bei dieser unverhofften Einladung nach Paris nicht ganz unbetheiligt wäret, wenn der Erbfeind Flanderns, wenn der König von Frankreich mitten unter uns einen Verbündeten hätte, der an Flandern zum Verräther würde, und die Pläne des Gegners hinterlistig förderte, seht, Baron Aldenarde, solch einen Schurken möchte ich mir gegenüber haben, um ihn mit diesen meinen Händen erdrosseln zu können!"

Die tiefe Entrüstung, das glühende Gefühl des Hasses, das dabei aus seinen Blicken leuchtete, beleidigte Aldenarde und er fuhr heftig auf. Kranhoven setzte noch hinzu: „Wenn ich in meinem Argwohn auch vielleicht zu weit gehe, so sollt Ihr doch wissen, daß ich gesonnen bin, Jeden, der nach unserer Rückkehr aus Frankreich die Aechtheit der Person Balduin's zu bezweifeln wagt, mit dem Schwerte zu überzeugen."

„Was soll das mir?" brauste Aldenarde auf, aber Kranhoven sah ihn fest an und entgegnete: „Ich dachte, ein Wort der Warnung sei hier am rechten Orte."

Aldenarde griff an sein Schwert und rief: „Ich bin weder gesonnen, Eure Warnungen noch Eure Drohungen ruhig hinzunehmen."

„Wohl denn!" erwiederte Kranhoven und wollte ziehen, — „wenn Ihr lieber gleich die Züchtigung wollt, so könnt Ihr sie erhalten."

Die erhitzten Männer wären ohne Zweifel sofort in den Gemächern der Gräfin aneinander gerathen, wenn diese selbst nicht eben dazu gekommen wäre.

Rasch trat sie zwischen die Streitenden und rief: „Was seh' ich? Erzürnte Mienen? Kampfbereite Hände? Sind meine besten Freunde so sehr miteinander entzweit? Was gibt es? Was ist vorgefallen?"

Beide Männer sahen sich noch eine Weile mit wuthflammenden Blicken an, dann legte sich allmälig der lodernde Zorn, und als Johanna nochmals zu Kranhoven sagte: „Was ist's? Ich will es wissen;" erwiederte er: „Frau Gräfin, Ihr wißt, daß ich es nie verstanden habe, Euch zu schonen, verzeiht darum, wenn ich Euer Verhalten gegen Balduin, Euren erlauchten Vater, nicht loben kann. Wir Alten, die wir den edlen Herrn seit zwanzig Jahren nicht sahen, trugen sein Bild im Herzen, und ganz Flandern jubelt dem Wiedergekehrten entgegen. Was aber thut Ihr? Ihr macht Eure Anerkennung vom Ausspruche des Königs von Frankreich abhängig, Euere Weigerung ist die Hauptveranlassung zu dieser Reise in das feindliche Lager. Ihr seid schlecht berathen, Gräfin, und darum kam ich hieher, um Euch dies vor der Abreise noch einmal zu wiederholen. Wer das Wohl unseres Vaterlandes im Auge hat, der stimmt dem Jubel des Volkes bei und begrüßt freudig den zurückgekehrten Herrn."

Die Gegenwart Johanna's machte Aldenarde dreister als gewöhnlich. Er sagte: „Gesetzt den Fall, Flanderns Wohl verlange dies künstliche Mittel, dessen Werth ich dann nicht weiter prüfen will, so fragt es sich doch auch,

ob Johanna's Wohl, das Wohl unserer wahren, rechtmäßigen Herrin, darunter nicht leidet. Soll ihre Zukunft der augenblicklichen bedrängten Lage geopfert werden? Soll sie alle Hoffnungen ihres jungen Lebens schwinden sehen und der Regentschaft entsagen in dem Gedanken, daß sie damit einem fremden Abenteurer ihre Rechte überläßt?"

„So ist es," setzte Johanna hinzu. „Ihr sprecht stets vom Wohle des Landes, Baron Kranhoven, ohne zu bedenken, daß auch mein eigenes Wohl einiger Berücksichtigung bedarf."

Kranhoven seufzte tief. Er bedachte, daß wenn Johanna nicht die Gemahlin Ferdinand's wäre und die Möglichkeit vorhanden, sie mit Aldenarde zu vermählen, so würde ihre Meinung leicht zu gewinnen sein. So aber bedurfte sie die Würde der Regentschaft, um ihrer Leidenschaft fröhnen zu können, und ein ganzes Volk seufzte vergebens nach dem Retter, weil zwei von unheiliger Flamme entzündete Herzen im Verderben desselben ihr egoistisches Glück keimen sahen.

„Wozu noch Worte wechseln!" sagte Kranhoven tief entrüstet; hier gilt's zu handeln und das soll geschehen." Dann verbeugte er sich vor der Gräfin und verließ das Schloß.

Dieser Vorfall hatte übrigens doch einigen Eindruck auf Johanna gemacht. Die Barone von Kranhoven waren von jeher mit dem gräflichen Hause befreundet; Hugo's Mutter hatte Johanna als kleines Kind sehr geliebt und Hugo selbst war lange Zeit ihr Gespiele gewesen.

Als daher Aldenarde dem trotzig abgehenden Baron drohend nachrief: „Ja, alter Starrkopf, das soll geschehen!“ eilte sie auf ihn zu, sah ihn mit thränenden Augen flehend an und bat ihn zu schweigen.

Betroffen blickte Aldenarde sie an: „Hat Euer Sinn sich gewendet?“ fragte er hastig; „vertraut Ihr mir nicht mehr?“

Johanna warf ihre Arme stürmisch um seinen Nacken und er preßte sie fest an sich. „Wie könnt Ihr fragen?“ flüsterte sie. „Kann ich leben ohne die Liebe zu Euch, und kann Liebe bestehen ohne Vertrauen?“

Aldenarde athmete auf, denn er hatte einen Augenblick lang die Höllenqual des Zweifels empfunden. „Ihr habt Recht,“ sagte er, und dann setzte er hinzu, indem er ihr leidenschaftlich in die Augen sah: „Es fällt mir noch immer schwer, an mein Glück zu glauben, und doch wäre es mein Tod, wenn ich Dich verlieren sollte.“

Nun war Johanna wieder ganz umgewandelt. Sie ruhte in seinem Arm und fühlte den Hauch seiner Küsse; er liebte sie, was hatte die Welt außerdem für Werth!

„Mehr als je,“ sagte sie, „vertraue ich Deiner Einsicht, Deiner wahren, aufrichtigen Liebe zu mir. Wenn der Eremit mein Vater ist, wirst Du nicht zaudern, es mir zu sagen, denn auch das kann uns nicht mehr trennen, und nichts, nichts vermag zwischen uns zu treten. Bietet die Heimath unserer Liebe kein Asyl, so folge ich Dir, wohin Du willst, und werfe Alles von mir, was mich hindern kann, Dir anzugehören. Was ist mir Macht und Glanz gegen Deine Liebe? Alles

kann ich entbehren, aber Dein Verlust würde mich tödten."

Aldenarde erstickte ihre Worte mit seinen Küssen und beruhigte sie, indem er sagte: „Lassen wir den Eremiten nach Paris reisen, dort mag sich die Frage entscheiden, ob er Graf Balduin ist oder nicht, bis dahin ist es zweckmäßig, nichts zu thun."

Johanna versprach, seinem Rathe zu folgen und Aldenarde verabschiedete sich. Bevor er jedoch ging, sagte er mit besonderem Nachdruck: „Wenn sich ein Betrug herausstellt, woran fast nicht zu zweifeln ist, so wird der alte Mann das Opfer sein und die Anstifter des Complottes gehen frei aus. Seine Anhänger und vor Allen die Barone von Kranhoven sind es, die unserer Liebe Gefahr drohen. Glaubt Ihr, ich sei blind und bemerke nicht, weshalb sie dies thun? Hugo war der Gespiele Eurer frühesten Kinderjahre, die Kranhovens sind ehrgeizig und trachten nach hohem Ziele; nicht Flanderns Wohl ist es, was ihnen am Herzen liegt, glaubt es mir, und fürchtet mehr als jenen fremden Abenteurer den Einfluß Eurer scheinbaren Freunde."

Damit ließ er Johanna allein und ging mit dem Bewußtsein, das Samenkorn, welches er in ihre Seele gelegt, werde zum Verderben der ihm verhaßten Männer aufsprossen.

Viertes Capitel.

Die Abgesandten König Ludwig's von Frankreich waren mit der Zusage des Grafen Balduin schon wieder in Paris angelangt, und der König hielt es nun doch an der Zeit, dem Prinzen Ferdinand von Portugal, dem Gemahl Johanna's, Nachricht von den Vorfällen in Flandern zu geben. Er sandte daher seinen Geheimschreiber de Lancé zu dem Prinzen, um ihm den Brief Aldenarde's, worin dieser die Erscheinung des falschen Balduin anzeigte, mitzutheilen.

Ferdinand von Portugal war sehr krank und man hatte ihm daher alle möglichen Bequemlichkeiten gestattet. Er saß eben mit Margaretha von Flandern, seiner jugendlichen Schwägerin, beim Schachspiel, dem einzigen Zeitvertreib, welcher ihm geblieben war. Margaretha war eine jugendlich frische Erscheinung, in welcher sich kindliche Naivetät und sinniger Ernst zu einem reizenden Ganzen verschmolzen.

Schweigend hatten die Beiden eine Weile fortgespielt. Nun that Margaretha einen entschiedenen Zug und rief freudig: „Schach und Matt!"

„Ja matt!“ entgegnete Ferdinand. Dann warf er die Figuren des Spieles um, lehnte sich in die Kissen des Lehnsessels zurück und sagte, indem er ironisch lächelnd bald auf das Spiel und dann auf seine Brust deutete: „Matt hier und hier.“

Sogleich wich aller Frohsinn aus Margarethens reizendem Gesichte. Theilnehmend stand sie auf und fragte: „Habt Ihr wieder Schmerzen? Soll ich Euch eine Erfrischung reichen, oder liegen die Kissen nicht gut?“

„Nicht doch,“ versetzte der Prinz, „es ist Alles gut, ich danke Euch; Ihr macht Euch so viel Sorgen um mich und ich belästige Euch nur.“ Dabei streckte er ihr seine bleiche abgemagerte Rechte hin, die sie freundlich drückte.

„Redet nicht so,“ sagte sie; „habe ich Euch nicht schon oft gesagt, daß ich nirgends lieber bin als bei Euch, wo ich unbesorgt reden kann, wie es mir um's Herz ist. Wir Beide sind ja doch hier am französischen Hofe von aller Welt verlassen und dürfen unserem Groll nirgends Luft machen. Ach! glaubt mir, wenn das Herz voll Gift und Galle ist, da hat weder Turnier noch Tanz oder sonst ein Vergnügen einen Reiz, man möchte dann nur immer reden und reden, damit das Herz leichter werde, und das kann ich ganz unbefangen ja doch nur mit Euch.“

„Ihr seid gut,“ erwiederte der Prinz mit einem dankenden Blicke, — „und Eure Pflege thut mir wohl. Bis jetzt hat mir noch Niemand so recht wohl zu thun gewußt wie Ihr.“

Mit leisem Vorwurf warf Margaretha ein: „Eure Mutter ausgenommen und meine Schwester;" worauf der Prinz entgegnete: „Meine Mutter verstand das nie so wie Ihr. Sie hat einen männlichen Geist, dem ich mich von jeher unbedingt unterwarf, aber die wohlthuende, milde, weibliche Hand fehlt ihr. Wenn ich krank war und sie berührte mich, schmerzte es mich, so gut sie es meinte! Und Eure Schwester!" — Mit einem Seufzer setzte er hinzu: „Ich kenne sie kaum!"

Tröstend versetzte Margaretha: „Ihr werdet sie kennen und lieben lernen, wenn Ihr wieder nach Flandern zurückgekehrt seid. O, ich erinnere mich ihrer noch sehr gut, obgleich ich sie lange nicht gesehen. Sie ist liebevoll und gut, und Ihr werdet gewiß noch glücklich mit einander werden."

Seufzend entgegnete der Prinz: „Wann wird das geschehen! Gesetzt den Fall auch, der König wollte mich zurückkehren lassen, kann ich mit diesem siechen Körper jemals wieder frei und leicht mich fühlen? Gutes Mädchen, ich will Dir etwas sagen, ich sehe ja, daß Du mit mir fühlst: weißt Du, weshalb ich immer schwächer werde, weshalb ich gebrochen bin an Körper und Geist? Man nennt das ein diplomatisches Kunststück, was sie mit mir gemacht haben, und hier am Hofe ist man darin Meister." Wehmüthig setzte er hinzu: „Ich werde nie wieder genesen, ich weiß es, denn ich fühle nur zu gut, wie langsam, langsam meine Kraft versiegt."

So jung Margaretha auch war, hatte sie doch des Schrecklichen schon genug erfahren, um Ferdinand's

Worte zu verstehen. Erbleichend sagte sie: „Entsetzlich, wenn Eure Befürchtung wahr wäre!"

„Fällt es Euch schwer, daran zu glauben?" entgegnete der Prinz. „Ihr seid doch schon lange genug in Paris, um solche Dinge nicht für unmöglich zu halten. Was liegt auch daran," setzte er traurig hinzu; „mir blüht ja doch kein Glück! Der ohnmächtige Haß, den meine Mutter gegen Frankreich mir seit meiner Kindheit in's Herz pflanzte, vergiftete ohnehin mein Dasein."

Er sah eine Weile wie versunken in Erinnerungen vor sich hin, dann belebte sich sein Auge und eine fliegende Röthe stieg auf seine mageren Wangen. „Einmal," sagte er, „begann ich aufzuleben. Es war vor der Schlacht von Bovines. Otto der Welfe, der damals deutscher Kaiser war, und Johann von England waren unsere Verbündeten, ganz Flandern brannte vor Kampfbegier, und meine Mutter sandte mir tausend Stricke, die gefangenen Feinde daran zu hängen. Ich hoffte, wenn dieser Kampf siegreich ausgehen werde, ein neues Leben zu beginnen. Ein Gefühl der Liebe für Johanna, Eure Schwester, begann sich in meinem Herzen zu regen, denn ich wußte, daß auch sie mich lieben werde, wenn unsere Ehe kein Zwang mehr, wenn sie ein freiwilliges Herzensbündniß sein werde. Alles, Alles vereinte sich, diesen Tag zum entscheidenden zu machen; und er entschied, er machte mich zum elendesten aller Menschen."

Bei den letzten Worten war seine Stimme wieder leiser geworden und die Erregung seines Wesens wich einer tiefen Niedergeschlagenheit. Margaretha betrachtete

ihn mit Thränen in den Augen und seufzte: „Armer, armer Mann!“

„O wäre ich in der Schlacht geblieben,“ fuhr der Prinz bitter fort, „anstatt nun auf diese Weise geopfert zu werden. Man hatte gehofft, daß ich in allen Dingen mich fügen würde, und da ich mich zum bloßen Werkzeug nicht wollte brauchen lassen, soll ich schadlos gemacht werden.“

Wieder sah er eine Weile traurig vor sich hin. „Was hatte ich vom Leben?“ sagte er dann. „Von Kindheit an war ich niedergedrückt durch die Uebermacht meiner Mutter, deren Seele irgend ein düsteres Geheimniß birgt, das vielleicht mit meinem Dasein zusammenhängt, und welches ihr alle Ruhe raubt. Kaum wagte ich endlich einmal von Freiheit zu träumen und meine eigene Kraft zu erproben, in meinem Herzen regte es sich wie die Morgendämmerung eines schönen Tages, da werde ich wieder hinabgeschleudert zu hundertfacher Qual ohne Hoffnung. Welche Sünde ist es, die an mir gerächt wird? Ist mein Dasein die Frucht eines unseligen Verbrechens, das so schrecklich an mir sich strafen muß? Kann es anders sein?“

„O nein, nein,“ bat Margaretha weinend, „verzagt nicht an Gottes Barmherzigkeit. Wie tief, wie innig beklage ich Euch. Was kann ich weiter für Euch thun als beten, und glaubt mir, das thue ich recht inbrünstig. Gott ist ja doch unser einziger Trost. So verzweifelt denn nicht an seiner Milde und richtet Eure Hoffnung auf ihn.“

„Ihr seid mein guter Engel,“ entgegnete der Prinz

etwas gefaßter; „die Stunden, welche ich hier in Eurer Gesellschaft verlebe, sind helle Sterne in der Nacht meiner Trübsal. Mein letzter Trost ist der Gedanke, daß Ihr mich nicht verlassen und bei mir ausharren werdet, bis es mit mir zu Ende geht."

„Gewiß," betheuerte Margaretha, „das werde ich thun; worauf der Prinz entgegnete: „Die Zukunft wird Euch dafür belohnen, aber nun laßt uns diese traurigen Reden beenden und uns die kurze Frist nicht noch durch trübselige Gedanken verdüstern. Was gibt es Neues am Hofe?"

Margaretha wollte eben antworten, um der Unterhaltung eine heitere Wendung zu geben, als sie durch den Eintritt des Herrn de Lancé unterbrochen wurde, welcher sich mit den Worten einführte: „Verzeiht, mein Prinz, ich komme im Auftrag Sr. Majestät." Dann wendete er sich zu Margaretha und sagte sehr höflich zu ihr: „Ich habe zugleich im Namen der Königin an Euch, gnädige Gräfin, die Bitte zu richten, Euch auf einige Augenblicke zu Ihrer Majestät zu verfügen, um Nachrichten dort zu empfangen."

Margaretha antwortete nicht, sie verbeugte sich tief gegen den Prinzen und verließ das Gemach.

Als sie sich entfernt hatte, sagte de Lancé zu dem Prinzen: „Der König läßt sich erkundigen, wie es um Eure Gesundheit steht, mein Prinz, da wichtige Geschäfte in Betreff der Grafschaft Flandern Eure Anwesenheit bei gewissen Berathungen sehr wünschenswerth erscheinen lassen."

Der Prinz entgegnete: „Ich muß bitten, mich zu

entschuldigen. Ob ich bei diesen Zusammenkünften, wo der König ohne Zweifel den Vorsitz führen wird, zugegen bin oder nicht, wird wenig zu bedeuten haben. Ich fühle mich zu schwach dazu."

Der Abgesandte blieb ganz gleichgiltig und versetzte: „Es sind sehr außerordentliche Dinge in Flandern vorgefallen. Der König erwartet in diesen Tagen Gäste von dort und läßt Euch benachrichtigen, daß einige derselben Euch besuchen würden, für den Fall, daß Ihr verhindert seid, selbst bei den Empfangsfestlichkeiten zu erscheinen. Es ist eine verrätherische Rebellion in Flandern ausgebrochen, ein Abenteurer steht an der Spitze derselben, und ein Theil des Adels hat sich für ihn erklärt. Der König gedenkt Eure Rechte zu wahren und ersucht Euch, diesen Brief zu lesen, den er vor wenig Tagen erhielt und worin ihm von wahrhaftiger Seite Mittheilungen über den Stand der Sache gegeben werden."

Ferdinand hörte gleichgiltig zu und deutete Herrn de Lancé an, daß er den Brief nur auf einen nahestehenden Tisch legen solle. Dieser that es und sagte noch: „Ich gehe, Sr. Majestät Eure ablehnende Antwort zu vermelden," worauf er sich verneigte und ging.

Ferdinand dachte noch einen Augenblick an die Nachricht, dann gewannen die Gedanken über sein Leiden wieder die Oberhand und es erging ihm wie jedem schwer Kranken: er vertiefte sich so sehr in seinen Zustand, daß er alles andere darüber vergaß. Wie Hohn erschien ihm die Versicherung de Lancé's, daß der König seine Rechte wahren werde. Er wollte lieber gar nichts von der Sache wissen.

So vergingen einige Tage, ohne daß Ferdinand wieder an die Angelegenheit dachte, und der Brief Aldenarde's, den ihm der König gesandt hatte, lag unbeachtet auf seinem Tisch; da erzählte ihm Margaretha, die wieder bei ihm war, um ihn zu erheitern, daß die Gäste aus Flandern angekommen seien und darunter ein Greis, den man für Balduin, ihren Vater, den sie nie gesehen habe, halte. Auch seien die beiden Barone Kranhoven mitgekommen. Sie entfernte sich gleich darauf, da sich die beiden Kranhoven bei dem Prinzen anmelden ließen.

Nun erschien die Sache dem Prinzen doch interessant genug, um sich wieder nach dem Briefe umzusehen. Er nahm ihn und öffnete ihn, um vorläufig die Unterschrift zu sehen. Kaum aber hatte er diese erblickt, als er in heftige Aufregung gerieth, sein Leiden ganz vergaß und heftig sich von seinem Krankenstuhle erhob. „Aldenarde!" rief er, „der Verräther!" Er trat an eines der hohen Fenster, schob die schweren damastenen Gardinen zurück und begann den Brief zu lesen. Je weiter er kam, um so heftiger arbeitete seine Brust. „Dachte ich es doch!" rief er, „daß dieser Schurke sich zum Spion und Angeber machen werde, und König Ludwig ihn nicht umsonst freigab."

Er ging im Zimmer auf und ab; dann trat er abermals an das Fenster und las wieder. Darauf sagte er: „Zwar kann ich das Endziel seiner Pläne nicht durchschauen, aber soviel sehe ich, daß er ein schändliches Bubenstück auszuführen gedenkt, denn selbst, wenn alles so wäre, wie er es schildert, bleibt es immer

ein ehrloses Werk, den Feind hinterlistig in die Falle zu locken." Dann las er noch eine Stelle und stieß hierauf mit dem Fuß auf den Boden, indem er zornig ausrief: „Schändlich! Auch Kranhoven, dieser biedere Mann, soll mit in's Verderben gezogen werden!"

Er überlegte, ob er etwas gegen die Ausführung des Bubenstückes thun könne, und vergaß in der edlen Aufwallung seines Zornes völlig, daß er ein kranker Mann sei.

Das Eintreten der beiden Barone von Kranhoven unterbrach seinen Gedankengang. Beide begrüßten ihn mit theilnehmender Offenheit. Hugo, den er nur als ganz jungen Mann gekannt hatte, erregte das Interesse des Prinzen und er richtete mehrere Fragen in Bezug auf seine Erlebnisse in Deutschland an ihn, die der junge Baron zu Ferdinand's Zufriedenheit erwiederte.

Endlich, nachdem die beiden Herren sich gesetzt hatten, sagte der Prinz: „Euch führt eine seltsame Veranlassung hierher. Mich wundert nur, daß Ihr der Einladung des Königs so willfährig nachgekommen seid. Fürchtet Ihr denn keine Hinterlist?"

Wilhelm von Kranhoven entgegnete: „Die Pflicht forderte, daß wir unsern wiedergekehrten Herrn begleiteten, und vor ihrer Stimme schwieg jede Besorgniß."

Ferdinand schwieg und sah eine Weile nachdenkend vor sich hin.

Hugo unterbrach die Pause, indem er die Bemerkung machte, der Prinz scheine in seinem Befinden besser zu sein, als man gesagt habe, worauf dieser versetzte, er fühle sich in diesem Augenblicke wohler, als seit

lange. Dann fragte er: „Was sagte meine Mutter, als sie Balduin wiedersah? Sie kennt ihn aus früherer Zeit.“

Wilhelm von Kranhoven erwiederte: „Seltsam war die Art, wie sie das Wiedersehen aufnahm, und obgleich sie keine bestimmte Erklärung abgab, so schien es doch außer allem Zweifel, daß sie gegen ihren Willen ihn wiedererkannte.“

„Man will wissen,“ setzte Hugo hinzu, „daß sie seit jener Stunde ruhelos umherirre Tag und Nacht, oft von wilden Träumen geplagt ihr Lager verlasse, und mit drohender Geberde den Namen Johanna's nenne, wobei sie unheimliche Reden in fremder Sprache führe.“

Das befremdete Ferdinand und brachte ihn selbst auf den Gedanken, daß der Greis wirklich Balduin sei. Er frug darauf die beiden Barone: „Und befürchtet Ihr hier in Paris nichts für Euch?“

„Es galt, den Widersachern unserer Angelegenheit grade den Beweis zu geben, daß wir nichts befürchten,“ versetzte Wilhelm von Kranhoven.

„Zu diesen Widersachern gehört Aldenarde!“ rief nun der Prinz mit aufflammendem Blick.

„Er vor allen,“ entgegnete Wilhelm; „aber woher seid Ihr so gut unterrichtet?“

Hugo starrte den Prinzen überrascht und zweifelnd an. Dieser sagte mit bitterem Lächeln: „Aus der besten Quelle,“ und setzte dann hinzu: „Ist Aldenarde schon lange Euer Feind?“

„Er ist mein bester Freund,“ versetzte Hugo, „mein

Jugendgespiele und Waffenbruder, und trotzdem, daß er in dieser Angelegenheit anderer Meinung ist, als wir, und unser Gegner, halte ich ihn doch für aufrichtig."

Ein heiseres Lachen des Prinzen war die Antwort. Dann ging derselbe zu einem Tische, nahm das dort liegende Schreiben Aldenarde's, reichte es Hugo und sagte: „Nun, so lest diesen Brief."

Erstaunt blickte Hugo bald auf den Prinzen, bald wieder auf den Brief. Endlich nahm er ihn und las. Wilhelm sagte unterdessen ganz besorgt zu Ferdinand: „Ihr seid erhitzt, Prinz, Euer Unwohlsein versetzt Euch in fieberhafte Aufregung." Aber Ferdinand wehrte diese Warnung ab und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit die Wirkung, welche das Lesen des Briefes auf Hugo hervorbrachte. Dieser gerieth, je weiter er las, in immer heftigere Bewegung, sein Gesicht wurde bald bleich, bald roth; er sprang heftig vom Stuhle auf, und zuletzt, als er zu Ende gelesen, zerknitterte er das Papier vor Wuth in den Händen und rief: „O Hölle! O Schurke! Ist es denn möglich? Habe ich recht gelesen? Von ihm, von Aldenarde?"

„Mit seinem vollen Namen unterzeichnet," sagte Ferdinand mit Nachdruck. Wilhelm von Kranhoven stand nun ebenfalls auf, nahm den Brief, glättete ihn wieder und las ihn aufmerksam durch. Hugo ging inzwischen in heftigem Zorn auf und ab und murmelte zwischen den Zähnen: „O dieser Name sei verflucht bis in die tiefste Hölle!"

Wilhelm von Kranhoven faltete den Brief wieder zusammen, nachdem er ihn gelesen hatte und gab ihn

dem Prinzen zurück. Sein Gesicht zeigte feste Entschlossenheit und er sagte: „Ich ahnte es, daß er ein Elender, ein gemeiner Verräther sei. Aber nun gilt es vor allen Dingen auf Rettung denken für Balduin und uns. Flucht ist hier der einzige Ausweg. Vorsichtig müssen wir dieselbe vorbereiten und Balduin warnen. Aber wie kann es geschehen? Wenn er in das Schloß kommt, ist er verloren! O mein Gott, was ist zu thun?"

Hugo sagte, er wolle Pferde besorgen, und beim ersten Anzeichen, daß der König Arges sinne, sollte Balduin unter dem Vorwande, daß er der Ruhe bedürfe, sich auf kurze Zeit beurlauben, um dann sofort zu entfliehen. Als der Plan so besprochen war, setzte Hugo hinzu: „Dann aber, Vater, wenn die Flucht gelungen ist und wir die Heimath erreicht haben, nehme ich Rache an ihm, dem Buben, dem niederträchtigen Schurken, der uns und Flandern verrieth! Und" — hier blickte er auf Ferdinand, und ohne Ueberlegung fuhr er fort — „Euch! denn daß Ihr's wißt, jetzt fällt es wie Schuppen mir von den Augen, und was ich früher nicht glauben konnte, seh' ich klar, er liebt Johanna, Euer Weib, er sucht sie zu umgarnen, und hofft auf diese schändliche Weise durch Frankreichs Gunst sie für sich zu erringen."

In seinem sprudelnden Unmuthe hatte Hugo nicht auf die Wirkung seiner Worte sonderlich geachtet. Wilhelm sah, wie Ferdinand erbleichte; er unterbrach daher den Sohn mit dem Ausrufe: „Was thust Du, mein Sohn? Schone ihn, er ist krank."

Ferdinand aber sagte: „Laßt ihn nur alles sagen, was

kann es mir schaden? Ich zähle ja ohnehin nicht mehr zu den Lebenden.“ Dann, indem er seine Kräfte zusammennahm, stand er auf und sprach feierlich: „Schwört mir, mich und Euch zu rächen!“

Es war ein ernster Augenblick, als diese drei Männer, die von demselben Feinde in ihren edelsten Gütern verletzt waren, sich zum Racheschwur vereinigten. Wilhelm sagte: „Flandern fordert sein Leben zur Sühne, denn er hat es verwirkt durch den Verrath am Vaterlande. Meine Hand soll ihn treffen.“

Hugo dagegen wetteiferte mit seinem Vater, indem er sagte: „Nicht doch, mein Vater, gönne mir die Genugthuung, ihn zu tödten, denn mich hat er dreifach auf das Schmählichste betrogen und beleidigt. Johanna's Ehre allein würde meine Hand bewaffnen, wäre auch nicht ich selbst und das Vaterland durch ihn hintergangen. Ihre edle Seele ahnt seine Schändlichkeit nicht, und arglos vertraut sie ihm das Wohl ihres Landes und ihr eigenes an. Von meiner Hand fällt er.“

Schwermüthig blickte Ferdinand auf den begeisterten Jüngling. „O,“ sagte er, „könnte auch ich mich bei diesem edlen Wettstreite betheiligen und meine gekränkte Ehre selbst vertheidigen! Doch ich fühle in diesem Augenblick mehr als je, wie meine Kraft aufgezehrt ist. Aber dennoch bin ich stark genug, bei der Versammlung, welche zum Empfang des Grafen noch heute anberaumt ist, vor dem Könige zu erscheinen. Ich verweigerte meine Gegenwart, weil ich den Grund dieser ganzen Vorgänge nicht erkannte; nun aber will ich zugegen

sein, um Ludwig zu zeigen, daß ich ihn und diesen elenden Verräther Aldenarde durchschaue."

„Wenn es Eure Kräfte erlauben, mein Prinz," entgegnete der alte Kranhoven, „so thut ihr wohl daran, und ich freue mich Eurer muthigen Seele."

Die beiden Barone verabschiedeten sich nun von dem Prinzen. Er reichte jedem eine seiner Hände und sagte: „Hier stehen wir, Ihr, die Vertreter eines edlen geknechteten Volkes, das hinterlistig geopfert werden soll, und ich, der einzelne Mensch, der rettungslos derselben Hinterlist verfallen ist. Möge es denn an dem Opfer des Einzelnen genug sein, dessen Dasein nun doch einmal einem finstern Verhängniß verfallen ist, und möge mein Loos Euch um so mehr entflammen, Rache zu üben an dem Elenden, der Euch und mich tödtlich beleidigt hat, zugleich aber auch Euch zu befreien von Euren Unterdrückern, und das schöne Flandern, wo ich so viele Hoffnungen begraben habe, frei zu machen. Auch Johanna wird unsern Racheschwur gut heißen, wenn sie erfährt, wie schändlich man uns alle betrogen hat."

Die Weihe edelster Entschließung verklärte Hugo's Antlitz, als er jetzt sagte: „Der Verbrecher ist gerichtet, die Rache ist mein!"

Sie schüttelten sich die Hände und schieden tief bewegt von einander.

Fünftes Capitel.

Während dies in einem Theile des königlichen Schlosses zu Paris vorging, ereignete sich in einem andern Flügel des weitläufigen Gebäudes eine Scene anderer Art. Junge Edelleute saßen dort in einer nach dem Hofe zu offenen Halle bei Tisch und unterhielten sich während des Frühmahls in übermüthiger Laune. Einer derselben, der Graf Guy von Dampierre, ein noch sehr junger Herr mit keimendem Bart und frischer Gesichtsfarbe, schalt einen andern, den Ritter Jauffred, weil dieser keine bessere Unterhaltung zum Nachtische wußte, als einen der Schalksnarren des Königs, einen häßlich schielenden und buckligen, dabei schon ziemlich bejahrten Krüppel, zu unfläthigen Scherzen aufzufordern, und denselben, je nachdem er einen plumpen Witz oder eine derbe Zote vorgebracht hatte, bald lachend, bald scheltend, zu Lohn oder Strafe, mit Fußtritten tractirte, die der Narr ohne das geringste Zeichen beleidigten Ehrgefühls hinnahm, dafür aber dann die halbgeleerten Becher der jungen Leute austrank.

„Nun denn,“ sagte endlich Jauffred, „wenn Euch

der Witz des Meisters Jean langweilt, so mag er gehen, aber dann sollt Ihr selbst etwas zu unserer Unterhaltung beitragen. Was meint Ihr," wendete er sich zu den andern, „wenn Guy uns eine Probe seiner Kunst ablegen wollte. Wir alle kennen ihn als gewandten Troubadour, er soll uns ein Lied zum besten geben."

Sämmtliche junge Männer stimmten mit in die Bitte ein, der Narr wurde mit einigen kräftigen Fußtritten fortgejagt und Guy mußte, trotz einiger Weigerung von seiner Seite, sich dem allgemeinen Verlangen fügen. Eine Laute fand sich, er griff rasch einige Accorde, blickte schmachtend vor sich hin und sang dann, halb sprechend, das folgende Lied:

„Ich sah in lichter Farbe steh'n
Die Haide und den grünen Wald,
Wie fahl sind sie nun überall!
Kein Blümchen läßt sich jetzt mehr seh'n,
Der Winter, ach! bezwang sie bald;
Auch hat die holde Nachtigall
Vergessen, daß so schön sie sang;
Nur ich muß immer trüb und bang
Noch denken an das schöne Weib,
Die, würde sie auch nimmer mein,
Mir lieber ist als Seel' und Leib."

„Das klingt ja entsetzlich traurig," sagte Jauffred, als Guy eine Pause machte und auf der Laute phantasirte.

So will's jetzt die Mode," entgegnete ein anderer, dessen fremder Dialect ihn als Ausländer erkennen ließ, „in Italien singen sie nichts, als solche schmelzende Liebeslieder."

„Ach Italien!“ seufzte einer der jungen Franzosen, „dort blüht die Liebe und die Kunst! Wie lange seid Ihr von Rom entfernt?“

„Schon mehrere Wochen,“ sagte der Fremde, „und ich sehne mich wahrlich zurück, aber Euer König scheint sich lange zu besinnen, bis er die Antwort fertig hat auf das Schreiben Seiner Heiligkeit, das ich hierher brachte.“

„Dürft Ihr uns sagen, in welcher Angelegenheit Ihr hierhergeschickt wurdet?“ frug Guy, der die Laute bei Seite gelegt hatte.

„Wenn ich selbst es wüßte, dürft' ich's nicht, da ich es aber nicht weiß, wurde mir nicht verboten, darüber zu reden,“ sagte der Fremde, und alle lachten. Dann setzte er hinzu: „Soviel weiß ich, die Geschichte betrifft die Gräfin von Flandern.“

„Margaretha!“ rief Guy und ward über und über roth.

„Wie sie heißt, weiß ich nicht,“ versetzte der Fremde, während die andern sich einander anstießen und über Guy's Verlegenheit lächelten; „ich weiß nur, daß sie einen Gesandten nach Rom geschickt hat, der nicht eher nach Flandern zurückkehrt, bis ich die Antwort Eures Königs nach Rom gebracht habe.“

Guy athmete auf.

„Gibt es denn in Eurem Italien auch Ritter und tüchtige Soldaten?“ frug nun Jauffred den Fremden.

„Kommt einmal hin,“ erwiederte dieser etwas gereizt, „und wenn Ihr dort daran zweifelt, wird's an Solchen nicht fehlen, die es Euch beweisen.“

„Nun, nun," begütigte Jauffred; „ich dachte, alle Italiener seien Gelehrte, oder Mönche, oder Künstler. Eure Maler sind doch weltbekannt!"

„Das sind sie," erwiederte der Italiener stolz, „und seitdem es aufgekommen ist, daß die Maler ihre schönen Freundinnen als Madonnen und Heilige malen, hat die Kunst einen großen Aufschwung erhalten. Zwar schelten die Anhänger des Alten und die strengen Sittenrichter über die Neuerung, aber das thut nichts, und wenn die Geistlichkeit erst inne wird, daß die reizenden Gesichter mehr Menschen in die Kirchen locken, als die früheren steifen Gestalten, so werden sie sich schon zufrieden geben."

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft eines Dieners unterbrochen, welcher den Herren ankündigte, daß die Stunde nahe sei, in welcher der König die flandrischen Gäste empfangen wolle, wobei die meisten der jungen Edelleute im Gefolge des Königs zu erscheinen hatten. Sie gingen daher auseinander.

Ludwig VIII. ging inzwischen in seinem Cabinet auf und ab und dictirte seinem Geheimschreiber de Lancé einige Befehle.

„Ihr könnt nun auch den Boten an Seine Heiligkeit abfertigen," sagte er, „der uns die lustige Meldung gebracht hat, daß der ehrgeizige Herr von Aldenarde die gute Idee hat, der Gemahl seiner Landesherrin werden zu wollen. Schreibt, wir hofften, daß Seine Heiligkeit in Erwägung ziehen werde, wie wir aus den wichtigsten Gründen wünschen müßten, die Scheidung nicht vollzogen zu sehen."

Nach einer Pause fragte der König: „Wie steht es mit Ferdinand's Gesundheit? Wird er kommen?“

„Noch hatte ich nicht Gelegenheit, Ew. Majestät mitzutheilen, daß der Prinz bedauert, beim Empfang der Gäste nicht anwesend sein zu können, da er sehr leidend ist,“ versetzte de Lancé.

„Wie es ihm beliebt,“ versetzte der König leichthin, und dann setzte er hinzu: „Mich wundert nur, daß seine Mutter die Hände ganz aus dem Spiele läßt. Das wäre doch eine Gelegenheit für sie, sich wieder einmal vernehmen zu lassen.“

„Worauf niemand achten würde,“ stimmte de Lancé in den königlichen Witz ein.

Ludwig dachte: wäre sie jung und schön, so fände sie leichter Beachtung, denn die Jugend und Schönheit der Weiber sind oft bessere Verbündete, als ganze Heere. Da sie alt ist, kümmert es niemand, mit wem sie sympathisirt. Nach einer Weile sagte er: „Ist sonst noch etwas vorgefallen?“

„Noch eine Nachricht habe ich Ew. Majestät zu melden,“ entgegnete de Lancé, „die ebenfalls die flandrischen Angelegenheiten betrifft.“

Ludwig erhob gespannt den Kopf und richtete die stolzen Augen fragend auf de Lancé. „Und welche?“ sagte er, worauf de Lancé berichtete: „Ein heimlicher Bote ist aufgegriffen worden, den Euer Gefangener, der Graf von Boulogne, an den deutschen Kaiser senden wollte.“

Der König stampfte mit dem Fuße und stieß einen

Fluch aus gegen den deutschen Kaiser, bei dem alle Rebellen ihre Zuflucht gegen ihn suchten.

Herr de Lancé erzählte weiter: „Der Bischof von Mainz, Euer geheimer Verbündeter, hat den Boten aufgreifen und an uns abliefern lassen. Auch hat er berichtet, daß ein anderer Bote, der von Flandern aus an Kaiser Friedrich abgegangen war, im Walde in der Nähe des Rheins sei ermordet worden, andernfalls hätte er ihn gleich aufgreifen lassen. Bei den Mördern hoffte man die Papiere des Boten zu finden, und der hochwürdige Herr hat daher strenge Nachforschungen anstellen lassen. Man kam dem Ermordeten zuerst bei der Hütte von armen Holzfällern auf die Spur, von wo er nach einer Mühle gegangen sein sollte. Als die Kriegsknechte den alten Holzfäller gefangen nehmen wollten, setzte er sich zur Wehre und wurde erschlagen. Sein Weib zwang man, den Weg nach der Mühle zu zeigen, und als man dort ankam, fand man den Sohn der beiden im Garten bei der Dirne des Müllers, mit welcher er eine Liebschaft hatte. In der Mühle wollte niemand etwas von dem Entschwundenen wissen. Die Kriegsknechte steckten darauf die Mühle in Brand, verbrannten die Müllersleute und das Weib des Holzfällers, und banden den Burschen, der sich zur Wehre setzte, an einen Baum, während sie die hübsche Dirne mit sich fortschleppten. An dem Ufer des Rheines beachteten sie das Mädchen einen Augenblick nicht genau, und diese sprang in's Wasser. In Mainz angekommen, zürnte der Bischof, daß sie den Burschen zurückgelassen, der im Besitz der Papiere sein könne, und am andern

Tage sendete er zwei Mann' ab, den Menschen umzubringen. Dieser aber hatte sich inzwischen aus Verzweiflung an den Stricken, die ihn an dem Baume festhielten, erwürgt, und so ist die ganze Mörderbande vertilgt worden."

Der König hatte kaum zugehört. „Wer ist der Schurke, den der Graf von Boulogne nach Deutschland gesendet?" fragte er barsch.

„Es ist ein Diener des Grafen," entgegnete de Lancé.

„Was fand man bei ihm?" fragte der König weiter.

„Briefe," erwiederte de Lancé, „in welchen der Graf den Kaiser zu einem neuen Kriege gegen Eure Majestät auffordert, und die Stimmung in Flandern als sehr günstig zum Ausbruch der Feindseligkeiten schildert."

Der König fragte hierauf: „Ist der Bursche verhört, und hat er Mitschuldige des Grafen genannt?"

Als de Lancé sagte, der Gefangene verweigere jede Auskunft, rief Ludwig, roth im Gesicht vor Zorn: „Auf die Folter mit ihm, und dann zum Galgen!" Dann fuhr er nach einer Pause fort: „Was den Grafen betrifft, so könnte ich ihn dieser Verrätherei wegen mit dem Tode bestrafen, doch habe ich etwas anderes beschlossen. Im Gefängniß zu Peronne will ich ihn halten, in einem jener kleinen Gemächer, kurz geschlossen, daß er keinen Schritt thun kann; Ihr wißt, was ich meine."

Als er die letzten Worte sprach, lächelte er wie ein

Teufel, und sein Geheimschreiber lächelte mit. Jene kleinen Gemächer waren dunkle Kasten von sechs Fuß Länge, sechs Fuß Breite, und so hoch, daß der Gefangene niemals ganz aufgerichtet stehen konnte. War er nun kurz geschlossen, so konnte er nicht gehen, nicht liegen und nicht stehen. Die Qual der Bewohner dieser Gefängnisse, die ohne Wärme und Licht waren und selten gereinigt wurden, war unbeschreiblich, und meistens starben sie bald in Folge derselben.

Der König entließ hierauf seinen Geheimschreiber und ließ sich zum Empfange der flandrischen Gäste ankleiden. Die Geschichte mit dem Boten des Grafen Renaud von Boulogne hatte seinen Entschluß nur bestärkt. „In Peronne mögen ihn seine Hoffnungen auf den Retter aus Deutschland trösten," dachte er bei sich, während die Diener ihm den reichen Hermelinmantel umlegten und ihn von allen Seiten bedienten; „der Thor wollte mir einen Tag von Bovines heraufbeschwören, das soll er büßen!"

Dieser neue Verdruß brachte mehrere Pläne des Königs zur schnellen Entwicklung. Mit dem Grafen von Boulogne war wieder ein Mitglied der flandrischen Coalition unschädlich gemacht, nun galt es, die Geschichte mit dem Grafen Balduin, die Ludwig natürlicherweise nur für ein Gaukelspiel hielt, zu Ende zu bringen. Daß der angebliche Graf schon Verbindungen mit Deutschland anzuknüpfen versucht hatte, war durch die Meldung des Bischofs von Mainz außer Zweifel, und daher keine Zeit zu verlieren. War der falsche Balduin beseitigt, so beschloß der König, dann sollte

Prinz Ferdinand nicht länger in Paris bleiben. Er gedachte denselben im Einverständniß mit dem Papst gegen ein Lösegeld von fünfundzwanzig Tausend Livres und Uebergabe der Städte Lille und Douay nach Flandern zurückkehren zu lassen, da er überzeugt war, daß die Gesundheit des Prinzen demselben nie wieder gestatten würde, irgend etwas gegen Frankreich zu unternehmen. Auch Margaretha, Johanna's Schwester, wollte er nach Flandern zurückkehren lassen. Er hatte erfahren, daß Guy von Dampierre sich für Margaretha interessire, und es war ihm ganz angenehm, wenn die beiden jungen Leute Wohlgefallen an einander fanden. Guy war aus einem sehr edlen Hause, aber er war arm wie ein Bettler, sein Schwert und die Laute waren sein ganzes Besitzthum. Darum dachte Ludwig, er werde ihn nie zu fürchten haben und nach wie vor in Flandern ganz nach seinem Willen schalten können. Mit diesem Gedanken betrat der König den Thronsaal.

Wir müssen uns das damalige Paris etwas anders vorstellen, als es in neuerer Zeit geworden ist. Das königliche Schloß umfaßte, wie die meisten fürstlichen Burgen der damaligen Zeit, eine Reihe von Höfen und Gebäuden und mag gar stattlich unter den andern größeren und kleineren Häusern der Stadt emporgeragt haben. Die Stadt besaß bereits mehrere Kirchen in romanischem Style. Die Kathedrale Notre-Dame war eben im Bau begriffen und zeigte bereits die Grundzüge der neu eingeführten gothischen Bauweise. Die Straßen der Stadt erhielten seit einigen Jahrzehnten etwas, was die älteren Bewohner nicht gekannt

hatten, nämlich das Straßenpflaster. Früher behalf man sich mit einer Holzlage von Baumstämmen, dem in Deutschland sogenannten Knüppeldamm.

Die älteren Theile des königlichen Schlosses waren noch in dem früheren romanischen Style erbaut, und die Wohnräume hatten dort nur eine geringe Höhe. Dagegen zeigten die neueren Abtheilungen, wo der König, seine Gemahlin, eine geborne Prinzessin von Castilien, und andere fürstliche Herrschaften wohnten, hohe Zimmer, mit Spitzbogenfenstern im gothischen Geschmack. Der schönste Raum war der Thronsaal, wohin bereits ein Herold die flandrischen Gäste eingeführt hatte. Hugo von Kranhoven war nicht dabei; er befand sich in der Herberge, um alles auf die Flucht vorzubereiten, denn es war verabredet, daß beim geringsten Anzeichen von Gefahr alle sofort entfliehen sollten.

Im Vorsaal, der aus des Königs Gemächern in den Thronsaal führte, harrten die ersten Würdenträger und Hofleute, um den König beim Eintritt zu begleiten. Ludwig erschien endlich, und ging auf den Thronsessel zu, woselbst er sich niedersetzte. Dann traten auf einen Wink des Herolds die fremden Edelleute aus Flandern, voran der Graf Balduin, einige Schritte vor. Nun erhob sich der König und sprach: „Ich heiße Euch willkommen, edler Herr, sofern Ihr mein Oheim, Balduin, Kaiser von Konstantinopel, sowie Graf von Flandern und Hennegau seid."

Der Greis erwiederte: „Ich hoffe, Sire, von Euch Hilfe zur Vertheidigung dieser Rechte zu erlangen, da

Johanna von Flandern sich bis jetzt noch geweigert hat, mich anzuerkennen und Besitz ergreifen zu lassen von dem Lande, das mir gehört nach Gottes ewigem Rathschluß, das sie seither verwaltet, und dessen Schirmherr Ihr seid."

„Wohl, edler Herr," entgegnete der König, „doch haben wir uns noch nicht entschlossen, Euch zu helfen, und werdet Ihr selbst in Eurer Weisheit uns beistimmen, daß es unsere Pflicht ist, zuvor die Wahrheit Eurer Ansprüche zu prüfen."

Bis hieher hatte der König gesprochen, als eine Bewegung im Saale entstand, die hervorgebracht wurde durch das Eintreten des Prinzen Ferdinand von Portugal, welcher, auf zwei Diener gestützt, vom Hintergrunde herkam. Das kränkliche Aussehen des Prinzen verursachte ein gewisses Aufsehen. Wilhelm von Kranhoven und die andern flandrischen Edelleute betrachteten ihn mit inniger Theilnahme, der angebliche Graf Balduin sah ihn mit lebhafter Bewegung an. Der König schien wenig erfreut über die unerwartete Störung und sagte: „Ist das nicht der Prinz von Portugal, der sich naht? Ihr habt Euch krank melden lassen, Prinz, und wie mir scheint, seid Ihr in der That sehr leidend. Was bewog Euch, dennoch hier zu erscheinen?"

Ferdinand erwiederte: „Der Brief, den mir Ew. Majestät gesendet, hat mich bestimmt, meine ganze Kraft aufzuraffen, um dieser Versammlung beiwohnen zu können," worauf der König befahl: „Man gebe dem Prinzen einen Sessel."

Die beiden Diener brachten einen Sessel, und nach-

dem der König sich auf den Sessel, von dem er sich erhoben, niedergelassen hatte, setzte sich auch der Prinz.

Ludwig wendete sich hierauf wieder an den Grafen Balduin und sagte: „Zwar sind wir selbst nicht zweifelhaft darüber, daß der Graf Balduin noch lebt und vor uns steht, doch bedarf es der Form wegen einiger Vorsicht. Nur einige Fragen sollt Ihr, edler Herr, uns in Gegenwart dieser erlesenen Versammlung gestatten, deren Beantwortung allen Zweifel zerstreuen werden."

Diese Worte erregten bei den flandrischen Gästen nicht geringe Verwunderung. Wilhelm von Kranhoven drängte sich an Balduin heran, um ihm zur Seite zu stehen. Der Greis selbst erhob den Kopf, blickte Ludwig mit edler Entrüstung an und erwiederte: „Mit Erstaunen vernehme ich, was Eure Majestät uns zum Willkommen beut. Wir sind ohne Mißtrauen hierhergekommen, als Eure Gäste, freundschaftlich von Euch geladen, und nicht in der Erwartung eines Verhörs."

Ludwig behielt seine völlige Ruhe und entgegnete mit einem Anflug feiner Ironie: „Ihr nehmt es ernster, als wir es meinen. Ein Verhör? Wir denken nicht daran." Dann faßte er den vor ihm stehenden Greis scharf in's Auge und fuhr fort: „Wie leicht könnt Ihr zum Beispiel die Frage beantworten, ob Ihr Euch des Tages und des Ortes erinnert, wo Ihr einst unserm in Gott ruhenden Vater den Eid der Vasallentreue geleistet habt?"

Nachdem der König dies gesagt, entstand eine Pause, die nach und nach höchst peinlich wurde. Das Gesicht Ludwig's wurde immer höhnischer, der von ihm

Gefragte befand sich in einer offenbaren Verwirrung, und alle übrigen Anwesenden blickten gespannt nach ihm hin.

Der König ließ die Verlegenheit absichtlich ziemlich hoch steigen. Endlich sagte er: „Ihr entsinnt Euch dieser Umstände also nicht?"

Der Greis erwiederte: „Größere Erlebnisse haben die Erinnerung an diese Einzelnheiten früherer Zeit verwischt; ich entsinne mich derselben in diesem Augenblick nicht."

„Nun wohl," sagte Ludwig, „so wird es Euch doch wohl erinnerlich sein, an welchem Tage und in welchem Zimmer Eure Vermählung mit der Prinzessin Maria von Champagne vollzogen ward?"

Tiefe peinliche Stille lagerte sich über die Versammlung. Der König sah sich triumphirend um und zuckte höhnisch die Achseln.

Da konnte Wilhelm von Kranhoven seinen Unmuth nicht länger bemeistern. Er trat kühn einen Schritt vor und sagte: „Ew. Majestät fragt nach so geringfügigen Dingen, daß es kaum verwunderlich erscheint, wenn unser Herr sie nicht im Gedächtniß behalten hat."

Kaum hatte er dies gesagt, als Ludwig ihn mit der stolzesten Miene anblickte und in kalt verächtlichem Tone zu ihm sagte: „Wir haben Eure Meinung nicht begehrt, Baron, wartet und haltet Eure Ansicht zurück, bis wir darnach fragen."

Nun erhob sich Prinz Ferdinand in heftiger Erregung und wollte sich der flandrischen Gäste annehmen. Kaum jedoch hatte er die wenigen Worte gesagt: „Ein

Wort sei mir vergönnt —" als ihn Ludwig rasch unterbrach, indem er sagte: „Schont Eure schwankende Gesundheit, Prinz, und regt Euch nicht vergeblich auf. — Nun, Oheim, könnt Ihr uns Auskunft geben?" wendete er sich hierauf wieder an den noch in stummer Verwirrung dastehenden Greis.

Dieser entgegnete: „Mein Gedächtniß ist geschwächt, zudem ist mein Körper noch immer ermüdet von der Reise und bedarf der Ruhe; ich gestehe, daß ich vergebens mich bemüht habe, in die Tiefen meiner Erinnerung zu dringen, um jene Ereignisse mir wieder zu vergegenwärtigen, und muß zugeben, daß ich Eure Fragen augenblicklich nicht beantworten kann."

Die Gegenwart des Königs verhinderte den Ausbruch eines Hohngelächters von Seiten der Franzosen. Ludwig sagte: „Wir wählten grade diese Fragen, weil wir voraussetzten, daß das, was sie berühren, im allgemeinen nicht von Bedeutung, doch demjenigen, den es angeht, gewiß bekannt sein muß." Nach diesen Worten stand er auf und sah sich unter den Anwesenden um. Die Hofleute blickten mit verächtlichen Mienen auf die Gäste aus Flandern und zischelten einander Spottreden über dieselben zu. Da mit einem Mal erhob sich Ferdinand ganz unerwartet und rief: „Mir scheint dies ganze Spiel, ich kann und will es nicht verhehlen, unwürdig der ernsten Angelegenheit, die hier verhandelt werden soll."

Erstaunt hielt König Ludwig, der eben die Stufen zum Throne herabsteigen wollte, an, und alle Blicke richteten sich auf Ferdinand, der mit glühenden Augen

und bebenden Lippen auf den König sah. Dieser sagte: „Was höre ich? Ihr nehmt die Partei derjenigen, die Eure Rechte antasten wollen?"

Nun hielt Ferdinand nicht länger zurück. Sein reizbarer Zustand hatte ihn ohnehin mehr aufgeregt, als natürlich war, und die Gelegenheit, dem längverhaltenen Groll gegen Ludwig Luft zu machen, war zu günstig, als daß er sich hätte bezwingen können.

Heftig entgegnete er mit der vollen Bitterkeit eines tiefgekränkten Gemüthes: „Meine Rechte? Ihr verzeiht, wenn ich der Ansicht bin, daß es sich hier um ältere Rechte als die meinigen handelt. Ich kenne den Gafen Balduin nicht; der Umstand aber, daß Ihr diesen Mann, dessen edles würdiges Aussehen ihm mein ganzes Herz gewinnt, eine hinterlistige Schlinge legen wollt, veranlaßt mich, Euch dringend zu bitten, nicht meine Rechte zum Vorwande zu nehmen, wo es sich nur um Eure Absichten handelt."

Wie ein gereizter Tiger richtete sich der König auf und sagte mit drohender Stimme: „Was soll das? Ihr vergeßt, zu wem Ihr sprecht."

Noch viel erregter entgegnete der Prinz: „Nein, wahrlich, ich vergaß es nicht, und damit Ihr erkennt, daß ich es nicht vergaß, will ich Euch eine Frage stellen, die leichter zu beantworten ist, als die, welche Ihr gewählt. Ihr fragtet nach dem Tag und der Stunde, an denen Balduin Eurem Vater den Eid der Treue geleistet; Frankreich vergißt die Eide nie, die es sich von andern schwören ließ, für die Eide aber, König, die Ihr und Euer Vater anderen schwuret und

nicht hieltet, habt Ihr wohl schwerlich ein Gedächtniß? Soll ich Euch nach diesen fragen?“

Ein allgemeiner Ruf des Erstaunens aus dem Kreise der französischen Höflinge unterbrach hier den Prinzen. Der König blickte bleich und bebend vor Wuth auf den Redenden. Dieser war so aufgeregt, daß er in fieberhafter Gluth weiterreden wollte. Aber er begann zu wanken, denn die krankhafte Gereiztheit seines Wesens wich einem schmerzlichen Schwindel. „Soll ich Euch —“ keuchte er noch, dann fuhr er mit der Hand nach der Stirn und brach mit dem Schmerzensrufe: „O mein Gott!“ ohnmächtig zusammen.

Nun entstand eine große Bewegung unter den Anwesenden. Der angebliche Graf Balduin, Wilhelm von Kranhoven und die übrigen flandrischen Ritter drängten sich um den niedergesunkenen Prinzen, während die französischen Edelleute alle zusammen scheu vor ihm zurückwichen und sich zu dem in starrer Wuth auf die Gruppe schauenden Ludwig schaarten. Der alte Kranhoven suchte den Prinzen aufzurichten und sprach in tiefbewegtem Tone zu ihm: „Erholt Euch, theurer Prinz.“

Mächtig ergriffen von der Gewalt des Augenblicks beugte sich auch der angebliche Graf Balduin zu dem kranken Prinzen herab, blickte ihm mit nassen Augen in das bleiche Antlitz und flüsterte: „Edler, unerschrockener Mann! Wie seid Ihr mir so theuer!“

Ferdinand aber schaute wie im Traum das über ihn gebeugte Gesicht lange an. Die weißen Haare, der greise Bart umrahmten Züge, die ihn an eine ferne,

halb im Jenseits liegende Zeit mahnten. Vergeblich suchte er sich diese Stimmung zu enträthseln, der Greis erschien ihm so bekannt, seine Züge so ehrwürdig und dabei so lieb und traulich, wie das Antlitz eines Heiligen. Der Prinz fuhr mit der Hand über seine Stirn, als müsse er sich auf etwas längst Vergessenes wieder besinnen, dann flüsterte er leise: „War es im Traum? Gewiß, ich sah dies edle Antlitz schon. Wo war es doch?" Dann, als er die Thränen in den Augen des ehrwürdigen Mannes sah, fuhr er fort: „Ihr blickt gerührt mich an?" Und wieder, als entziehe er sich gewaltsam der auf ihn einstürmenden Gedanken, setzte er rasch hinzu: „Nein, nein, ich kenne Euch nicht, und doch schlägt Euch mein ganzes Herz entgegen. Wenn Ihr sagt, daß Ihr Graf Balduin seid, so glaube ich es, und wenn auch Johanna, mein Weib, Euch noch nicht erkannt hat, grüße ich Euch doch als meinen Herrn und Vater."

Der Greis küßte ihn auf die Stirn und entgegnete: „Kann es Euch wohlthun, so wißt, daß auch mein Herz mich zu Euch wie zu einem Sohne zieht. Ich habe mich dem Willen Gottes gefügt, dessen Hand mich hieher führte, aber ich danke ihm zugleich dafür, daß er mir vor meinem Ende Euren Anblick gegönnt, und mich die muthigen Worte aus Eurem Munde vernehmen ließ. Erholt Euch jetzt, theurer Mann, und hofft auf den Himmel, der unser aller Schicksal lenkt."

Hierauf wendete sich der alte Mann zu dem Könige, der mit allen Zeichen der äußersten Ungeduld dieser Scene zugesehen hatte, und sagte mit eindring=

lichem Ernste: „Ihr aber, König Ludwig, seht, wie alles sich vereint, um Euch zu der Anerkennung zu bestimmen, um derentwillen wir hierhergekommen sind. Nicht meinetwillen fordere ich sie jetzt von Euch, sondern zum Heile des Landes, das mich zu seiner Rettung aufgerufen hat. Verschließt Euch nicht länger der Stimme des Volkes und laßt den Prinzen Ferdinand zum Zeichen Eurer Gewogenheit mit uns nach Flandern zurückkehren."

Kalt und streng erwiederte Ludwig: „Das Volk in Flandern wird wissen, daß seine einzige Sicherheit in der völligen Unterwerfung unter unsern Willen liegt. Was den Prinzen betrifft, so wollen wir in Rücksicht auf seine fieberhafte Erregung nicht auf das achten, was er gesprochen, wir müßten sonst mit der ganzen Strenge unseres königlichen Gesetzes gegen ihn verfahren."

Inzwischen hatte Ferdinand durch die Bemühungen der flandrischen Barone sich wieder etwas erholt und stand aufgerichtet dem Könige gegenüber. Es schien fast, als sei er gestärkt durch den Vorfall, und mit fester Stimme sagte er nun: „Eure Drohung kann mir das Gefühl der Erhebung nicht rauben, welches in diesem Augenblick meine gebrochene Seele durchglüht. Habe ich Euch doch gezeigt, wie ich von Euch denke, und wenn Ihr nun auch die Macht habt, mit mir zu verfahren, wie es Euch beliebt, so könnt Ihr doch nicht hindern, daß ich Euch die Wahrheit gesagt."

Ludwig wurde roth vor Zorn und schrie: „Hinweg, oder Ihr sollt Eure Keckheit büßen, und das Loos

Eures Genossen, des Grafen Renaud von Boulogne, theilen, so wahr ich lebe!"

Der Name des Grafen von Boulogne erschreckte den Prinzen. Er dachte daran, daß dieser tapfere und tollkühne Edelmann ein gefährliches Wagniß könne unternommen haben. „Graf Renaud?" fragte er, „was geschah mit ihm?"

„In den Kerkern zu Peronne büßt er den Versuch einer rebellischen Verschwörung," versetzte Ludwig, „dort ist noch Raum genug für Seinesgleichen."

Dieser Schlag traf den unglücklichen Prinzen zu hart und unerwartet. Es dunkelte vor seinen Augen; alle Kraft entschwand aus seinen Gliedern und er griff wie blind um sich her. Der König befahl: „Man führe den Prinzen von hier fort!" worauf einige französische Herren den zusammenbrechenden Ferdinand aus dem Saale geleiteten. Er wurde von den beiden Dienern, die ihn hergeführt hatten, mehr getragen als geführt.

Als er den Saal verlassen hatte, wendete sich der König zu der Versammlung nnd sagte mit erzwungenem Gleichmuth: „Indessen wollen wir uns die Laune nicht verderben lassen;" und zu dem Eremiten gewendet meinte er: „Noch ist es für Euch ein Leichtes, uns zu überzeugen. Inzwischen wollen wir diese ernste Angelegenheit auf einige Stunden unterbrechen, und beim Bankett, zu dem Ihr uns Eure Gegenwart schenken wollt, fröhlich sein." Er blickte dabei so hochmüthig und ironisch auf die flandrischen Herren, daß diesen die Galle fast überlief. Als er dann aber zu einem der neben ihm stehenden französischen Edelleute einige leise

Worte sprach, vermuthete Wilhelm von Kranhoven nichts Gutes und flüsterte dem Grafen Balduin zu: „Verlangt eine kurze Frist zur Erholung, der König sinnt auf schändlichen Verrath. Wir müssen Euch retten. Bewahrt Eure Ruhe, dann gelingt unser Plan.“

Der Alte bezwang den Schreck, welchen ihm diese Worte einflößten. Er wendete sich zum König und sagte: „Mein Alter mag mich entschuldigen, Sire, wenn ich um einige Augenblicke Urlaub bitte, die ich zur Erholung meines von den Reisebeschwerden noch immer ermatteten Körpers bedarf. Gestattet daher, daß ich in unserer Herberge eine kurze Zeit der Ruhe pflege, bevor das Fest beginnt.“

Nichts Arges ahnend, erwiederte der König: „Haltet das, wie es Euch beliebt.“ Dann wendete er sich zu seinem Geheimschreiber und sagte: „Herr de Lancé mag unsere Gäste geleiten,“ und hierauf die Gäste verabschiedend, rief er: „Auf Wiedersehen!“

So unangenehm den flandrischen Herren die Begleitung des Herrn de Lancé auch war, konnten sie doch nichts dagegen einwenden und verließen mit ihm den Saal. Kaum war dies geschehen, so warf der König die Maske ab und wendete sich zu seinem Hofstaate mit den Worten: „Es kann uns nicht in den Sinn kommen, mit einem so offenbaren Betrüger zu Tische sitzen zu wollen. Wäre alles, was uns über das freche Gaukelspiel bereits berichtet war, auch Erfindung gewesen, so würde diese kurze Zeit hingereicht haben, uns zu überzeugen, daß nicht Balduin von

Konstantinopel, sondern irgend ein Abenteurer die Rebellion in Flandern zu seinem Vortheil zu lenken gedenkt. Man halte alles bereit. Sobald die Gäste wieder hier im Schloß erscheinen, werden sie sämmtlich verhaftet und in strengsten Gewahrsam gebracht!"

Unterdessen hatten diese jedoch nicht gesäumt und waren glücklich entkommen. Im Hofe der Herberge hatte Hugo bereit gestanden mit einer genügenden Anzahl von Pferden, und kaum hatte Herr de Lancé sich von den Herren verabschiedet, als diese sich unverzüglich auf die Rosse schwangen und im Galopp entschwanden. Der verblüffte Geheimschreiber bemerkte die Flucht der Fremden und war einige Augenblicke ganz rathlos vor Erstaunen. Schnell eilte er dann zum Schlosse zurück und stürzte ohne Aufenthalt in das Gemach des Königs. „Verrath!" schrie er, „Verrath, hoher Herr, Eure Gäste sind entflohen!"

Wuthentbrannt und erschrocken wendete sich der König um und fragte: „Entflohen? Wie war das möglich?"

Völlig athemlos berichtete de Lancé, wie es ihm ergangen, und schloß mit den Worten: „Auf! ihnen nach. Noch können wir sie erreichen!" Aber der König hatte seine Ruhe völlig wiedergefunden und entgegnete: „Laßt sie ziehen, es ist besser so; sie entgehen uns doch nicht. Diese Flucht ist der sicherste Beweis ihrer Verrätherei. Sorgt dafür, daß sofort ein reitender Eilbote nach Gent an den Baron Aldenarde sich bereit halte. Sobald der falsche Graf Flandern betritt, werde er sofort im Namen der Gräfin verhaftet. Fertigt die

nöthigen Depeschen aus. Dafür, daß der alte Betrüger seine Strafe erhalte und dem Volke nicht mehr lebendig vor die Augen komme, habe ich Bürgschaft."

Ungläubig wagte de Lancé zu fragen: „Glaubt Ew. Majestät, daß die Gräfin einwilligen werde, ihren vermeintlichen Vater zu tödten?"

Ludwig antwortete nicht sogleich und fragte: „Der Bote von Rom ist doch noch in Paris?" und nachdem de Lancé diese Frage bejaht hatte, sagte der König: „Sie hat selbst den Boten nach Rom gesandt, um die Scheidung von Ferdinand zu betreiben. Aldenarde's Gewalt über sie muß demnach groß sein, und er wünscht nichts sehnlicher, als den störenden alten Mann los zu sein, damit er die leidenschaftlich Geliebte besitzen und Flandern regieren kann. Unbesorgt!" setzte er hinzu, indem er de Lancé einen Wink gab, seine Befehle auszuführen, „unsere Sache ist in den besten Händen!"

Sechstes Capitel.

Die Anordnungen des Königs wurden pünktlich befolgt, und der reitende Eilbote, welchen Ludwig an Aldenarde absandte, traf rechtzeitig ein. Der angebliche Graf Balduin wurde an der Grenze in Gewahrsam genommen und auf Befehl der Gräfin in Kortryk und später in Gent festgehalten. Die Barone wußten nur zu gut, daß dieser ganze Schritt auf Ludwig's Veranlassung geschah, und sie sahen ein, daß sie nichts dagegen thun konnten. Das Volk war eingeschüchtert durch Drohungen und fürchtete die französische Uebermacht. Hätte Johanna den Eremiten als ihren Vater anerkannt, so wäre mit einem Schlage die ganze Sachlage verändert gewesen, so aber behielt die Erhebung völlig den Charakter der ungesetzlichen Rebellion.

Endlich sandte Ludwig gradezu die Weisung, den angeblichen Grafen zum Strange zu verurtheilen, und Aldenarde, dreist geworden durch das, was ihm bereits gelungen war, hoffte auch hier des Königs Wunsch recht rasch erfüllen zu können. Er begab sich mit dem Boten Ludwig's in das Schloß zur Gräfin, ließ denselben

im Vorgemach warten und trat bei Johanna ein, um sie zur Unterzeichnung des Todesurtheils zu bewegen, und dem Könige dann sogleich diese angenehme Nachricht senden zu können. Er fand diesmal jedoch einen mächtigen Widerstand, und Johanna erklärte, das Todesurtheil niemals anerkennen, die Hinrichtung nie vollstrecken lassen zu wollen.

Aldenarde war in der That in einer verzweifelten Lage. Der König von Frankreich hatte ihn wissen lassen, daß der Papst wegen der Scheidung Johanna's in Paris angefragt hätte, und der Baron glaubte, es hänge für ihn nun alles davon ab, daß die Wünsche des Königs in Bezug auf Flandern genau erfüllt würden. Zwar wußte er auch, daß die Hinrichtung des vermeintlichen Balduin in ganz Flandern die äußerste Erbitterung hervorrufen würde, und obgleich die aufblühenden Städte mit ihren reichen Bürgern — von deren Prachtliebe noch heute die Rath- und Gewandhäuser in Brügge, Antwerpen und Gent Zeugniß ablegen — ungern die Ruhe gestört und die Waffen in Thätigkeit sahen, war doch keine Garantie vorhanden, daß nicht ein allgemeiner Aufstand die Folge sein würde. Indessen gab es für ihn keinen Rückweg, und daher auch kein Besinnen mehr.

„Ich muß bedauern," sagte er zu dem Boten des Königs, „daß es mir noch nicht möglich ist, den Entschluß der erlauchten Gräfin Euch mitzutheilen. Sie begehrt eine kurze Frist der Ueberlegung, der Sammlung, wonach ich versichert bin, daß der Wille Seiner Majestät erfüllt werden wird." Hierauf bat er den

Abgesandten, so lange bei ihm Wohnung zu nehmen, bis die Unterschrift der Gräfin erzielt sei.

Nun versuchte der gewandte Mann alle Mittel der Beredsamkeit und nahm die ganze Gewalt, die er über die schwache Johanna ausübte, zu Hilfe, um sein Ziel zu erreichen.

Eines Vormittags war er eben im Begriff, wieder nach dem Schlosse zu gehen, als Hugo von Kranhoven, der mit seinem Vater erst jetzt in Gent angekommen war, bei ihm eintrat. Hugo war in ritterlicher Rüstung, sein Gesicht blickte ernst und bleich, und ein unheimliches Etwas sprach aus seinen Augen. Aldenarde wollte ihm entgegengehen, wie in früheren Tagen, ihn begrüßen und zugleich um Entschuldigung bitten, daß er augenblicklich keine Zeit für den Freund habe. Aber Hugo wehrte ihn ab, und als Aldenarde sagte: „Willkommen, Kranhoven, noch sah ich Dich nicht seit Deiner Rückkehr von Paris," da entgegnete Hugo nichts weiter, als: „Ich suche Euch, Aldenarde."

Der finstere Ton, der verachtende Blick, womit diese Worte gesprochen wurden, befremdeten und erschreckten Aldenarde. Sein Gewissen ließ ihn sofort errathen, daß Hugo ihm feindlich gegenüberstehe. Er verbarg jedoch seine Bewegung unter der Larve freundlicher Höflichkeit, indem er entgegnete: „Verzeiht in diesem Augenblick; Geschäfte rufen mich, die Gräfin wartet. Wollt Ihr mich sprechen, so sagt mir, wo und wann es Euch zu einer andern Zeit gelegen ist."

Ohne eine Miene zu verziehen versetzte Hugo: „Ich

werde warten, bis Eure Geschäfte beendet sind und Ihr von der Gräfin zurückkehrt."

Aldenarde konnte eine Aufwallung des Zornes nicht länger unterdrücken. „Welch' seltsam drohender Ton, in dem Ihr mit mir sprecht," sagte er; „was habt Ihr mir zu sagen?"

Ganz in demselben Ton begann Hugo: „Nur wenige Worte;" und dann, dem Gegner fest in's Auge sehend, fügte er mit starker Stimme hinzu: „Ihr seid ein Schurke, ein Landesverräther!"

Mit einem Schrei der Wuth riß Aldenarde sein Schwert aus der Scheide, auch Hugo von Kranhoven zog das seinige, und so sahen sich die zwei erbitterten Gegner eine Weile mit zornfunkelnden Augen an.

Aldenarde stieß zuerst sein Schwert wieder in die Scheide, indem er sagte: „Keine Unbesonnenheit! Ihr seid erhitzt, erbittert durch verleumderische Gerüchte. Ich werde Euch beweisen, daß sie falsch sind."

Hugo hätte ihn am liebsten wie einen räudigen Hund mit dem Fuße fortgestoßen. „Geht," sagte er, „und besorgt Eure Geschäfte bei der Gräfin. Ihr sollt mich dann im Schloßhofe finden, wo ich Euch erwarte, um weitere Erklärungen mit Euch zu wechseln."

„Ich werde kommen," versetzte Aldenarde, und beide Gegner trennten sich. Gleisnerische Schlange! sprach Hugo zu sich selbst, als er den Verräther nicht mehr sah; ist es möglich und denkbar, daß ein edles Weib, eine Johanna, ihr Vertrauen an ihn wegwerfen konnte! Von allen Vaterlandsfreunden bin ich derjenige, der ihn am meisten hassen muß, denn auch ich liebte das

Weib, um deren Besitz er die schändlichsten Verbrechen begeht, und mir war diese Liebe der Stern, der mich alles Edle und Große im Leben erstreben lehrte, der mich läuterte und erhob, wenn die Versuchung an mich herantrat.

Hierauf ging er nach dem Schlosse der Gräfin und wartete im Schloßhofe, bis Aldenarde wiederkommen würde. Sein Plan war gefaßt; er wußte, wenn der Zweikampf ungünstig für ihn ausfiel, so wurde er von den andern Edelleuten gerächt, und Aldenarde war für alle Fälle verloren.

Aldenarde's Versuche, die Gräfin zur Unterschreibung des Todesurtheils über ihren vermeintlichen Vater zu bestimmen, hatten eine Mißstimmung zwischen ihm und ihr hervorgebracht, unter welcher Johanna schwer litt. Vergeblich suchte sie Trost und Rath in ihrer Frömmigkeit, vergeblich rang sie die Hände und durchseufzte die Nächte im Gedanken an Gott, von dem sie Erleichterung erbat. Immer und immer stand es klar vor ihrer Seele, daß sie sich entscheiden müsse zwischen jenem Greis und dem Geliebten. So oft sie an Aldenarde dachte, erschien er ihr in der verlockendsten Gestalt, und die Unhaltbarkeit der Ansprüche des Eremiten war in ihr außer allem Zweifel. Dann aber wieder kam ihr der Jubel des Volkes in's Gedächtniß, der am Tage der Anerkennung bis zu ihr gedrungen war, und sie schauderte vor der Möglichkeit des Vatermordes. Dazu kam für sie noch die Ungewißheit in Bezug auf den Boten, der nach Rom abgesandt war. Sie wußte nichts von dem Zusammenhang und wähnte noch

immer, daß man ihn möglicherweise unterwegs könnte beraubt und getödtet haben. Alle diese Erwägungen stürmten auf das verlassene, von Leidenschaft und Trauer erfüllte Herz ein, und im Augenblicke, wenn sie die Qual der wühlenden Gedanken nicht mehr ertragen konnte, war sie so sehr eines Haltes bedürftig, daß sie unzweifelhaft demjenigen gefolgt wäre, der ihr die Hand gereicht, und sie aus dem Labyrinthe des Zweifels auf seine Weise zur Entscheidung geführt hätte. Wäre der alte Kranhoven, der von den Edlen des Landes noch am ersten sich ihr entgegenzustellen wagte, in dieser Zeit zu ihr getreten, und hätte mit ernstem Worte ihre Seele bestürmt — wer weiß, ob sie den Kampf nicht im guten Sinne durchgekämpft hätte. So aber war sie ganz ihrem eigenen Dämon und den wohlberechneten Einflüssen Aldenarde's preisgegeben.

Als dieser nun abermals in sie drang, konnte sie ihren Thränen nicht gebieten. „Verfolgt mich nicht länger," flehte sie, „ich kann mich nicht dazu entschließen. O Gott! das Urtheil ist schrecklich, und ich sehe kein Ende der Greuel."

„Dies Letzte noch," bat Aldenarde, „und alles ist vollbracht. Alle Last der Sorgen ist dann für immer von Euch genommen."

„Wenn Ihr wüßtet, was ich schon gelitten habe," versetzte Johanna, „wie es mich ruhelos umhertreibt und mich verfolgt, gleich dem Gespenste eines Verbrechens. Wenn er es dennoch wäre!"

Johanna wußte nicht mehr, wohin sie sich wenden sollte. „Habt Nachsicht mit mir," sagte sie, „bedenkt,

welch' gräßliche Forderung es ist, der ich genügen soll. Alles will ich gern thun, wenn es nur nicht das Leben dieses Menschen gilt, denn schon der Gedanke, daß Viele ihn für meinen Vater halten, läßt mich schaudern."

Als Aldenarde sie so schwach sah, wagte er es, mit größerer Kühnheit weiterzugehen. „Ihr seid ein Weib," sagte er, „und dieser Umstand erklärt das Zaudern. Weiber sollen nicht zur Herrschaft bestimmt sein. Aber bedenkt, daß es sich hier nicht nur um eine Forderung an die Regentin des Landes, sondern zugleich um eine Probe Eurer Liebe zu mir handelt. Vergeblich wünsche auch ich, daß sie Euch erspart geblieben wäre, daß diese ganze betrügerische Mummerei niemals uns hindernd in den Weg getreten wäre! Nun aber ist es zu spät, und es gilt kein Zögern. Die Angelegenheit hat ihren Höhepunkt erreicht. Er oder ich. Siegt Er, so werde ich der Rache des flandrischen Adels zum Opfer fallen, unterliegt der Betrüger, so sind wir am Ziele unserer Wünsche, und meine Liebe wird Euch ewig den Dank für diesen Entschluß zollen. Entscheidet nun, die Loose liegen in Eurer Hand!"

Johanna verhüllte schluchzend ihr Gesicht und war unfähig, eine Antwort zu geben. Aldenarde fühlte den Vortheil, denn er errungen hatte, und fuhr fort: „Bedenkt, wie kann ein Betrüger, der Eures Vaters geheiligten Namen mißbraucht, um die Welt zu täuschen, und dessen Sieg alle unsere Hoffnungen zerstören und mich aus Eurer Nähe verbannen würde, wie kann Euch sein Schicksal kümmern? Ist nicht seine Flucht aus

Paris schon ein hinreichender Beweis gegen ihn? Eine Welt von Hindernissen wollte ich aus dem Wege räumen, Heldenthaten, und, daß ich es nur sage, Verbrechen wollte ich begehen, wenn es den Preis gälte, Euch zu erwerben, und Ihr schreckt zurück, wo es nur gilt, der Gerechtigkeit ein Opfer zu überliefern! Nennt Ihr das auch Liebe?"

Diese Sprache war für Johanna neu. Tief gekränkt wußte sie nichts weiter zu erwiedern, als: „Arnulf! Welch' ein Vorwurf!"

Er aber setzte nur noch eifriger hinzu: „Wie tief steht doch die Liebe des Weibes unter der des Mannes! Thränen, Jammer, eitles Grämen ist alles, was Ihr zu bieten habt; wo es Thaten gilt, wo man Beweise fordert, wo es einen Entschluß kostet, da bebt Ihr zurück, nennt tugendhaften Schauder, was doch nichts weiter ist, als Mangel an wahrer echter Liebe!"

Er hatte sich im Eifer selbst überboten. Das Todesurtheil, an welchem nur noch Johanna's Unterschrift fehlte, lag auf dem Arbeitstisch der Gräfin. Er sah, wie sie sich darnach umschaute, und durchzuckt von der Hoffnung auf Erfolg, spielte er den letzten Trumpf aus, indem er seufzend sagte: „Wahre Liebe sieht nicht nach Rechts oder Links, sondern behält nur unverrückt das eine höchste Ziel im Auge. O wäre ich an Eurer Stelle, wäre es in meine Macht gegeben, so mit einem Zuge der Hand den sichersten Beweis meiner Liebe geben zu können!"

Als er dies sagte, sah Johanna ihn mit einem einzigen tiefschmerzlichen Blick an, trat rasch an ihren

Arbeitstisch, unterzeichnete das verhängnißvolle Urtheil, worauf sie in ein convulsivisches Weinen ausbrach.

Aldenarde nahm das Blatt, warf einen triumphirenden Blick auf die Unterschrift und harrte auf Johanna's Befehle.

„Nehmt das Urtheil," sagte sie tonlos und schluchzend, „laßt es rasch vollziehen, damit ich nicht zur Besinnung komme, und meine Liebe an diesem Beweis als Raserei erkenne."

Dann blickte sie mit Augen voll Thränen zu ihm auf und sprach in tiefster Erregung: „Diese letzte Probe war die stärkste von allen; nun ich sie bestanden habe, bin ich an Euch gekettet mit jenen dämonischen Banden, die Menschen an einander fesseln, wenn eine gemeinsame Schuld sie von der großen Zahl ihrer Mitmenschen absondert. Möge Gott sich über uns beide erbarmen und uns gnädig sein. Jetzt geht, vollzieht den Befehl, und laßt mich nicht weiter daran denken."

Aldenarde hielt es für das beste, sich schweigend zu entfernen. Er verbeugte sich daher und ging mit dem Todesurtheile fort, um dasselbe sogleich vollstrecken zu lassen. Er übergab es dem Anführer der Wache und fügte die Weisung bei, daß der Verurtheilte in einem der Höfe der Burg ohne Aufschub den Tod erleiden sollte. Wie überall die Schlösser und Burgen damals sehr ausgedehnt waren und die Räume für die Gerichtsbarkeit nebst den Gefängnissen damit in Verbindung standen, so war es auch in Gent. Die Umstände erforderten eine unmittelbare und möglichst geheime Vollziehung; es wurde daher dem Verurtheilten nur eine

kurze Vorbereitung gestattet, wonach die Armensünderglocke ankündigte, daß er den letzten Weg zu gehen habe.

Bis zu diesem Augenblick hatten sich jedoch noch mehrere wichtige Ereignisse zugetragen.

Aldenarde hatte das Urtheil kaum zur Vollstreckung abgegeben, als ihm seine Verabredung mit Hugo von Kranhoven wieder einfiel. Der Erfolg, den er soeben bei Johanna errungen, steigerte nicht wenig sein Selbstgefühl, und er gedachte, den jungen Kranhoven mit stolzen Worten abzufertigen. Aber er hatte sich verrechnet. Hugo hatte kein Wort mehr für ihn und würdigte allen seinen Reden keiner Antwort. Dagegen drang er auf sofortige Entscheidung durch die Waffen. Aldenarde konnte sich endlich nicht mehr zurückziehen; Hugo drang in höchstem Zorn auf ihn ein, und es währte nicht lange, so brach Aldenarde tödtlich getroffen zusammen.

Inzwischen war Johanna wie von bösen Geistern getrieben in ihren Gemächern umhergeeilt. Ihre Frauen wußten nicht, was die Herrin so unstet machte, und hielten sich angstvoll von ihr entfernt. Wo die Unglückliche ging und stand, überall sah sie blutige Gespenster, und ihre Seele schauderte vor der entsetzlichen Leere ihres inneren Wesens. So lange sie ihn sah, den sie so unaussprechlich liebte, und in dem all' ihr Sinnen und Denken, ihr Wollen und Handeln versank, war sie bezaubert, geblendet. Was war Sünde in ihren Augen, was schreckte sie, sobald sein Blick, seine Stimme sie beherrschten, sobald sein Wille sie

lenkte? Nun, da er von ihr gegangen, erschien ihr alles öde, sie hätte aufschreien und ihm nacheilen mögen, damit das grinsende Gespenst der Reue, das hohläugig sich in ihre Nähe schlich, vor seiner Gegenwart entflohen wäre. Sie versuchte zu beten, aber sie vermochte es nicht, denn sie hatte Gott um seinetwillen vergessen, und selbst die Seligkeit des Himmels wäre für sie ohne seine Liebe nur endlose Qual gewesen.

So trieb es sie in den Hallen des Schlosses umher. Sie wollte Menschen sehen, und doch floh sie, sobald einer sich nahte. Endlich begegnete ihr in einer der offenen Hallen der alte Kranhoven, der soeben die Nachricht von dem Todesurtheil erhalten hatte und herbeieilte, um die Gnade der Gräfin zu erflehen.

„Um Gotteswillen, Gräfin," redete er sie an, „was habt Ihr beschlossen? Habt Ihr den entsetzlichen Gedanken auch bedacht? Ihr habt Euch bereden lassen, das Todesurtheil über Euren Vater zu bestätigen, hört Ihr's, das Todesurtheil über Euren Vater!"

Johanna war nahe daran, den Verstand zu verlieren, aber es fiel ihr ein, daß Aldenarde ihr gesagt hatte, wenn die Partei des Eremiten siege, werde er das Opfer sein. Mit erzwungener Ruhe sagte sie daher: „Das Urtheil über den frechen Gaukler, der es gewagt hat, meines Vaters Namen sich anzumaßen."

Wilhelm von Kranhoven entgegnete rasch: „Laßt uns jetzt darüber nicht Worte verlieren. Nehmt das Urtheil zurück! Aldenarde wird nichts von Aufschub wissen wollen; eilt, eilt, Ihr könnt nicht wünschen, daß der blutige Befehl vollstreckt werde, habt ihn nicht

gegeben im vollen Bewußtsein dessen, was Ihr damit gethan."

Johanna raffte ihren ganzen Stolz zusammen und entgegnete: „Bedenkt, was Ihr sagt, Baron. Es ist mein Wille, daß der Verbrecher sterbe. Eure Worte bestärken nur meinen Entschluß."

Der alte Kranhoven ließ sich nicht zurückschrecken. „Ihr seid überredet worden," sagte er, „bestürmt, verlockt. Ich kenne Euch seit Eurer Kindheit; Ihr seid weichen Herzens. Ueberlegt, daß Ihr die furchtbarste Verantwortung auf Euch ladet. Das Land ist überzeugt, daß er Euer Vater ist. Vergeßt nicht, was daraus Furchtbares entstehen kann. Fürchtet die Rache des in ihm beleidigten Volkes, und bedenkt, daß ein Aufruhr entstehen kann."

Je mehr Kranhoven sprach, um so mehr kräftigte sich Johanna's Widerstand. Das ist einmal die Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur, daß sie im Kampfe für die Interessen ihrer Liebe alle Nebenrücksichten auf die Seite setzt.

Mit dem vollen Bewußtsein ihrer fürstlichen Stellung entgegnete die Gräfin: „Es wird Mittel geben, mich dagegen zu sichern, und das Volk in Flandern weiß, daß König Ludwig das Urtheil gefällt, und daß seine Truppen jeden Aufstand blutig ahnden werden."

„So führt die blinde Leidenschaft zum Morde, und die Folgen des Mordes hofft Ihr durch despotische Gewalt zu unterdrücken," entgegnete Kranhoven, „aber Ihr vergeßt, daß ein Richter in Eurer Brust wohnt, und daß diese That, wenn Ihr sie vollbringen

laßt, Euch foltern wird bis zum letzten Augenblick Eures Lebens.".

Als Johanna auch hierauf nichts Tröstliches zu erwiedern wußte, beugte der alte Mann sein Knie und neigte sein Haupt, das durch die Erlebnisse der letzten Zeit ergraut war. „Zu Euren Füßen flehe ich Euch an," sagte er, „nehmt das entsetzliche Urtheil zurück. Ihr stürzt Flandern auf's neue in Unglück und Schande, das Land, das der Himmel gesegnet hat, wie kein anderes, das Euch von Gott anvertraut ist, als ein heiliges Pfand."

Theilnahmlos versetzte Johanna: „Eure Worte erschüttern mich nicht, denn ich weiß, daß Euch mein Loos gleichgiltig ist, wo es sich um Eure ehrgeizigen Pläne handelt."

Kranhoven erhob sich wieder. „Habt Ihr denn kein Gefühl mehr für Eure Pflicht?" sagte er; „seid Ihr nichts als ein gewöhnliches Weib, und nicht werth des hohen Berufes, der Euch durch die Geburt geworden ist?"

„O mein Gott," rief er dann plötzlich aus, „während ich hier um Aufschub bettle, geschieht das Entsetzliche, und die grausame That, die Flanderns Hoffnung vernichtet, wird vollbracht; aber der Fluch eines ganzen Landes fällt dann auf die Häupter derjenigen, die sich dieses unerhörten Frevels schuldig gemacht!"

Johanna stand abgewandt, und ihre Lippen, die so bleich geworden waren, wie ihr Gesicht, bewegten sich zuweilen, aber es war nicht der Name Gottes, noch der eines Heiligen, den sie stammelten, sondern es war

der Name des Mannes, um dessen Willen sie jetzt die doppelte Folter der Reue und der Vorwürfe des alten Freundes ihres Hauses erduldete.

Die Halle, wo sie sich mit Kranhoven befand, hatte eine Art Galerie, über welche man nach dem Hofe gelangte, wo die Hinrichtung geschehen sollte. Jetzt vernahm man nahende Tritte Bewaffneter, und als Kranhoven sich umwandte, erblickte er eine Wache, die soeben den unglücklichen alten Mann zum Richtplatz geleitete.

Verzweifelnd eilte Kranhoven auf ihn zu. „Mein theurer Herr," rief er, fiel vor ihm auf die Knie und küßte seine Hände; „wenn denn die letzte Hoffnung Flanderns in Euch soll hingeopfert werden, so nehmt mich mit, und laßt mich nicht in dieser Welt voll Verrath und Selbstsucht zurück."

Der Greis blickte gerührt auf den tief ergriffenen Mann, hob seine Hand segnend über ihn, blickte dann zum Himmel und sprach: „Habt Dank für Eure treue Meinung, Gott gebe Euch und Eurem Lande Trost; mir aber verleihe er Vergebung aller meiner Sünden. Mein Wille war es nicht, als Ihr mich aus der Einsamkeit hervorzogt, dennoch trage ich demüthig, was der Himmel über mich verhängt. Möge der Allmächtige mir verzeihen, daß ich aus menschlicher Schwäche und irdischer Liebe schwieg, wo ich vielleicht der Wahrheit hätte die Ehre geben sollen. Mein Tod sei die Buße für diese Sünde."

Mit einem herzlichen: „Lebt wohl!" ging er weiter, und die Wache führte ihn nach dem Richtplatze.

Kranhoven eilte noch einmal zur Gräfin, welche abgewendet dagestanden hatte. „Rührt Euch denn dieser Abschied nicht, pressen Euch diese Worte nicht Thränen aus, und seid Ihr ganz unempfindlich geworden? Ist Euer Wesen verwandelt und bezaubert von teuflischem Einfluß? Noch ist es Zeit, sprecht ein Wort der Gnade, und der edle Greis wird verschont!" sagte er.

Johanna vermochte kaum mehr, sich aufrecht zu erhalten. „Je mehr Ihr redet," stammelte sie, „um so fester wird mein Entschluß. Glaubt nicht, daß ich mich gängeln lassen will durch Euren Willen! Flandern kann groß und glücklich werden ohne die unwürdigen Gaukelspiele, die Ihr ersonnen."

In diesem Augenblick ertönte der Schall der Armensünderglocke, zum Zeichen, daß die Hinrichtung vollzogen wurde. Der gellende, ohrzerreißende Ton, wie ihn die damals noch sehr unvollkommenen kleinen Glocken hervorbrachten, traf das Ohr der Gräfin, und mit einem leisen Jammerruf brach sie halb ohnmächtig auf einen Stuhl zusammen.

Wilhelm von Kranhoven aber, dessen letzte Hoffnung mit diesem Ton entschwand, erhob sich wie ein ernster Richter. Sein Gesicht drückte nichts aus, als die unerbittlichste Strenge. „Nun denn," sagte er, „so ist es denn geschehen, und keine Reue schützt Euch vor den Folgen dieser That. Glaubt nicht, daß die Früchte süß sein werden, die Ihr erntet. Kleinliche Selbstsucht ist die Wurzel aller dieser Vorgänge, aber indem Ihr Flanderns Wohl hinmorden laßt, erwächst aus ihr

für Euch und Euren Verbündeten das sicherste Verderben."

Johanna hörte seine letzten Worte nicht mehr. Den Kopf auf den Arm gelegt, den ein vor ihr stehender Tisch stützte, hatte sie die Besinnung verloren, und sie erwachte erst wieder, als der alte Kranhoven, der sie in der tiefsten Erbitterung verlassen hatte, die Halle wieder betrat. Wie im Traum vernahm sie die Worte, die er mit starker Stimme sprach: „Hierher, Träger! Setzt Eure Last nieder!"

Von einer furchtbar schmerzhaften Ahnung durchzuckt, erhob sich Johanna rasch, um sich zu entfernen.

„Bleibt!" rief Wilhelm von Kranhoven, indem er sie zurückhielt, entfernt Euch nicht, bis Ihr gesehen, wie der Himmel sich an Euch gerächt hat. Tritt näher," rief er dann seinem Sohn zu, der im Hintergrunde der Halle neben einer Bahre stand, die von vier Trägern hereingetragen wurde; „knie nieder, mein Sohn, und lege Dein Schwert zu den Füßen der Gräfin."

Hugo trat näher. Er verstand seinen Vater nicht ganz, da er noch immer der Meinung war, die Gräfin habe die verbrecherische Leidenschaft Aldenarde's nicht getheilt. Als der Zweikampf beendet war und der Getödtete von den Trägern fortgetragen werden sollte, war grade der alte Baron Kranhoven aus der Halle getreten, und hatte mit einem Blick das Vorgefallene überschaut. Er befahl den Trägern und Hugo, ihm zu folgen, und führte sie nun in die Halle, wo Johanna halb ohnmächtig verweilte.

Hugo glaubte nun, sein Vater habe die Gräfin von

Aldenarde's Verrätherei endlich, wenn auch zu spät, überzeugt. Er beugte daher seine Knie vor ihr, legte das Schwert vor ihr nieder und sprach mit bewegter Stimme: „Zu Euren Füßen, erlauchte Herrin, lege ich das Schwert nieder, womit es mir vergönnt war, den Verräther an Euch und Flandern zu bestrafen."

Johanna wußte nicht, ob sie wache oder träume. Sie konnte natürlicherweise nichts anderes vermuthen, als daß auf der Bahre der Leichnam des hingerichteten Eremiten liege. Aber dieser war doch vom Henker mit dem Strange getödtet worden, und nun kniete Hugo von Kranhoven, einer der eifrigsten Anhänger des Verurtheilten, vor ihr, und sagte, er habe ihn mit dem Schwerte gerichtet. Nach Fassung ringend, entgegnete sie: „Ihr, Baron Hugo, und mit dem Schwerte? Wie soll ich das verstehen? Seit wann ist es Sitte, daß man gerichtete Verbrecher hierher bringt?"

Der unerbittliche Wilhelm von Kranhoven ging hierauf nach der Bahre und, indem er sagte: „Seht nur her, edle Gräfin, denn was Euch hier geboten wird, habt Ihr sicher nicht erwartet," deckte er die Leiche auf.

Ein Gefühl unnennbaren Jammers überfiel Johanna, noch bevor sie die Leiche gesehen. „Bin ich die Zielscheibe Eures Hohnes?" sprach sie. „Vergeßt nicht die Achtung, die Ihr mir schuldet." Und indem sie dies sagte, drehte sie sich nach der Bahre um. Kaum aber hatte sie einen Blick darauf geworfen, als sie mit dem Jammerrufe: „Ewiger Gott! Arnulf!" neben der Leiche zu Boden sank und die Besinnung

verlor. Nun erst erkannte auch Hugo von Kranhoven den Zusammenhang, und er, der kaum noch erfüllt war von der Freude des Sieges, fühlte beim Anblick der ohnmächtigen Johanna den tiefsten Seelenschmerz. „Eilt," rief er einem der Diener zu, „ruft die Frauen der Gräfin zu ihrem Beistand her," und er selbst ging, ihr Hilfe zu schaffen.

Bald war Johanna von ihren Dienerinnen umringt, und auf die Angabe des alten Kranhoven hatte man den Leichnam Aldenarde's fortgetragen. Als die Gräfin nun die Augen aufschlug, sah sie sich suchend um und frug erstaunt: „Wo bin ich? Was geschah mit mir?" Kaum hatte sie diese Worte gesagt, als ihr Blick auf Hugo von Kranhoven fiel, der sie voll tiefen Mitleids ansah. Heftig erhob sie sich und rief: „Nein, nein, es war kein Traum! Wahrheit, entsetzliche, furchtbare Wahrheit!" Sie blickte sich wieder suchend um und frug im Tone des tiefsten Schmerzes: „Arnulf! Wo ist er? Wo haben sie ihn hingebracht?" Darauf hielt sie ihre Hände vor das Gesicht und schluchzte bitterlich.

Es war niemand mehr in der Halle außer Johanna, ihren Frauen, und den beiden Baronen Kranhoven. Johanna sah nun ihre Frauen an und dann auf die beiden Männer und sagte: „Wie sie mich alle anstarren, so bleich, so hohläugig! Ist es Hohn oder Mitleid, was Euch bewegt? Ich verstehe die Welt nicht mehr! Eure Blicke durchbohren mich! Arnulf! Arnulf! ihn allein verstand ich, er allein hat mich geliebt!"

Wie Pfeile durchdrangen diese Schmerzenslaute das

Herz des unglückseligen Hugo. Wilhelm von Kranhoven dagegen war empfindungslos gegen diese Eindrücke. Er sagte: „Verzeiht, Gräfin, wenn Euer Schmerz mich nicht verhindert, Euch die Wahrheit auch hierin zu sagen. Er, den Ihr beklagt, der Euch bethört hatte, war einer echten Liebe nicht fähig."

Wie eine beleidigte Löwin wendete sich Johanna jetzt gegen ihn, indem sie rief: „Das wagt Ihr kalter, gefühlloser Mann mir zu sagen, Ihr, dessen Sinnen und Trachten hoch über dem Wohl des Einzelnen hinwegschreitet und nur auf das Schicksal Tausender blickt. Was wißt Ihr von dem Jammer meines geknickten Lebens; was kümmert Euch ein zertretenes Gefühl! Von Jugend an war ich verdammt zu einem Leben ohne Freude und ohne jene herrlichen Gefühle, die das Eigenthum Aller sind und nur mir versagt blieben, weil ich kein Weib, nur eine Regentin sein sollte; er aber liebte mich, ihm war ich alles! Mehr als Eure leeren Begriffe von Vaterland und Männerehre galt ihm mein Glück und meine Liebe, und wenn mein Elend jetzt grenzenlos ist, so möget Ihr daraus das Maß unserer Leidenschaft ermessen. Was hält mich noch am Leben? Was soll ich hier ohne ihn? Ich mag die Sonne nicht sehen, seitdem seine Augen erloschen sind; keinen Inhalt hat mein Dasein mehr, keinen Zweck mein Denken."

Erschütternd wirkten diese Worte auf Hugo, denn sein jugendliches Herz konnte die Kraft dieser wilden leidenschaftlichen Gefühle ermessen, wenngleich sie in dieser Art ihm fremd waren. Der alte Kranhoven da-

gegen, dessen ganzes Wesen nur dem Geschicke des Vaterlandes zugewendet war, verstand nicht die Größe des Schmerzes, der in Johanna's Brust wühlte, und entgegnete daher mit strafendem Ton: „Ihr klagt hier um den Tod des Landesverräthers, während Euer Volk durch seine Ränke Euch des furchtbarsten Verbrechens zeiht. Als er fiel, wurde grade das Urtheil vollstreckt, um dessenwillen der Fluch des Vatermordes auf Euch lasten wird, so lange Ihr lebt. Vergeblich werdet Ihr Euer Gewissen einwiegen und Euch hundertfach sagen, es war nur ein Gaukelspiel; die Reue lauert, sie wird sich mehr und mehr hervordrängen, und das Bild des gemordeten Vaters vor Eure Seele führen. Groß wie Euer Vergehen muß Eure Strafe sein, die in demselben Augenblick Euch traf, als jenes zur Ausführung kam. Darum bezwingt den Schmerz, den Euch der Tod jenes Verräthers bereitet, und spart ihn auf für die Tage, wo die Last Eurer Schuld Euch zu Boden drücken wird."

Diese harten Worte wirkten in diesem Augenblick weniger als in jedem andern auf das Gemüth der ohnehin von Schmerz und Verzweiflung erfüllten Gräfin. Hugo dagegen fürchtete, sie möchten ihr das Herz zerreißen, und er entzog sich daher seinem eigenen Schmerzgefühl, indem er zu seinem Vater sagte: „Halte ein, Vater, schone die Unglückliche, laß uns der Stimme des Mitleids Gehör schenken, sieh', wie sie leidet!"

Kaum aber trafen diese Worte das Ohr der Gräfin, als sie sich hoch aufrichtete, einen Blick des tiefsten

Hasses auf Hugo warf und zu ihm sagte: „Wie, Ihr wagt es, Eure Stimme hier zu erheben und von Mitleid für mich zu reden, Ihr, der ihn getödtet! Wie konnte ich sagen, mein Leben habe keinen Inhalt mehr? In diesem Augenblick, da der Mörder meines Glückes wie zum Hohne von Mitleid für meine Leiden spricht, fühle ich, daß es doch noch etwas gibt, was mich vor der Verzweiflung schützen kann. Es ist der Haß, der tiefe unauslöschliche Haß gegen Euch, seinen Mörder. O Dank! Dank diesem Gefühle, das mich erhebt und meine Kraft mir wiedergibt. Haß und Rache sei fortan die Losung und der Zweck meines Denkens, und wie ich nie aufhören werde, ihn, den Ihr getödtet, zu lieben, so soll auch mein Haß gegen Euch ohne Grenze sein."

Als sie dies gesagt hatte, eilte sie nach dem Ausgang der Halle, und ganz erfüllt von ihrem glühenden Rachedurst, rief sie die Wache, die dort stand, und befahl ihr, einzutreten. Dann gebot sie, den Baron Hugo von Kranhoven zu verhaften, und schwur, er solle im tiefsten Kerker alle Qualen kosten, die ausgedacht werden könnten, bis ihre Rache gesättigt sei.

Die beiden Kranhoven zogen ihre Schwerter. Hugo rief: „Wer es wagen will, der komme heran!" Dann wendete er sich zu der wuthblickenden Gräfin und sagte: „Eure Rache fürchte ich nicht und werde ihr zu entgehen wissen, aber mein Herz blutet bei Eurem Hasse. Möge es mir gelingen, ihn zu besiegen, und den Fluch von Eurem Haupte zu nehmen, dann ist mein Lebensziel erreicht."

Damit wollte er sich entfernen, aber dies würde ihm kaum gelungen sein, wenn nicht ein neuer Tumult am Eingange des Saales ihm zu Statten gekommen wäre. Die Ereignisse häuften sich an diesem so schreckenvollen Tage. Die Königin Mathilde hatte das Schicksal das Eremiten seither mit Aufmerksamkeit aus der Ferne verfolgt. Daß Johanna ihn zum Tode verurtheilen werde, hatte sie nicht für möglich gehalten; nun aber war die Kunde zu ihr gedrungen und sie hatte die Armensünderglocke gehört. Lange Zeit war sie nicht aus ihrer Einsamkeit hervorgekommen, jetzt aber kam sie erhitzt eilig in das Schloß gestürzt, und ihr Eintritt in den Saal wirkte so erschreckend, daß Hugo den Moment benutzen konnte, um mit seinem Vater das Freie zu erreichen, dort Abschied von dem alten Manne zu nehmen und zu entfliehen.

Mathilde war in höchster Aufregung. „Wo ist die Gräfin?“ fragte sie und eilte auf Johanna zu, indem sie zu den Umstehenden sagte: „Laßt mich, damit ich noch zur rechten Zeit komme.“ Als sie der Gräfin gegenüberstand, stieß sie die Worte hervor: „Hört mich, Johanna, zögert mit der Vollstreckung jenes Todesurtheils, Ihr dürft den Mann nicht tödten, vergebens suche ich mein Gewissen zu betäuben, der Klang der entsetzlichen Glocke rief mich hierher; ich kann ihn nicht sterben lassen, ich will alles enthüllen, will reden und mich selbst anklagen. Nehmt nur das furchtbare Urtheil zurück. Mein Fluch trifft Euch, wenn Ihr ihn ermorden laßt!“

Die gewaltige Aufregung der gefürchteten Frau

wirkte lähmend auf alle Anwesenden. Dumpf erwiederte Johanna: „Es ist zu spät, das Urtheil ist vollzogen, er ist todt.“

Da stieß Mathilde einen lauten Weheruf aus, hob drohend ihre Arme empor, und indem sie ihren Fluch auf Johanna schleuderte, sank sie bewußtlos zu Boden.

Siebentes Capitel.

Während so in Flandern alle Schrecken unseliger Ereignisse über die unglückliche Johanna hereinbrachen, fand ihre Schwester Margaretha zu Paris in dem jungen Grafen Guy von Dampierre ein treu liebendes Herz, und alle stillen Freuden eines erwachenden Liebesfrühlings umgaben das sanfte Wesen, dessen Gemüth durch manches trübe Erlebniß schon in früher Jugend gefestigt und geläutert war.

Der beklagenswerthe Prinz Ferdinand von Portugal war in Folge der heftigen Auftritte bei der Anwesenheit der flandrischen Gäste zu Paris noch schwerer erkrankt, und die Absicht des Königs, ihn mit Margaretha nach Flandern zurückzusenden, scheiterte an der Unmöglichkeit der Reise, die er nicht überlebt haben würde. So blieb er denn in Paris, und Margaretha, eingedenk ihres Versprechens, verließ ihn nicht bis zu seinem Tode.

Inzwischen hatte Guy Gelegenheit gehabt, sich Margaretha zu nähern, und was ihre Schönheit, die er seither mit stiller Verehrung bewundert hatte, verheißen,

fand er bei näherer Bekanntschaft in schönster Weise bestätigt. Sie war ganz geschaffen, eine wahre treue Liebe zu verstehen und zu erwiedern, und wäre Guy so reich gewesen, wie er gut und edel war, so würde er nicht gezögert haben, ihre Hand sofort vom Könige zu erbitten. So aber wartete er vorerst noch, denn er wußte, wie arglistig Ludwig es verstand, die Gelegenheit zu benutzen, um sich abhängige Vasallen zu verschaffen. So lange Guy als junger Ritter am Hofe zu Paris lebte, fühlte er die Abhängigkeit nicht, denn er wußte, daß sein Schwert ihm überall einen andern Hofdienst verschaffen würde, aber er liebte Margaretha zu innig und zu wahr, als daß er ihr ein unfreies Loos hätte bereiten wollen.

Da wollte es der Zufall, daß er einen Helfer fand, auf den er nie gerechnet haben würde. Ein kleines Abenteuer führte ihm denselben zu. Als er nämlich eines Abends spät durch die Straßen der Stadt Paris schritt, begegnete ihm ein junges verhülltes Weib, nach deren Gesicht er nicht gesehen haben würde, wären nicht hinter ihr mehrere ihm bekannte junge Edelleute gegangen. Er bemerkte, daß diese das Weib verfolgten, und dies veranlaßte ihn, sie etwas schärfer anzusehen. Kaum aber hatte er beim Scheine des Mondes sie betrachtet, als er überrascht von ihrer Schönheit zurückprallte. Ein eigenthümlich fremdartiges Etwas machte dies Gesicht auffallend, aber in diesem Augenblick kam noch der Ausdruck von Furcht hinzu, denn sie hatte bemerkt, daß sie verfolgt wurde. Sie warf einen Blick auf Guy, als flehe sie um seinen Schutz, und dieser,

dem die Liebe zu Margaretha mehr als Andere empfinden ließ, wie sehr es die Pflicht des Mannes ist, jedem Hilfe heischenden Weibe beizustehen, folgte der Gruppe in einiger Entfernung. Das schöne junge Weib eilte durch mehrere Straßen und schien absichtlich ihre Verfolger irreführen zu wollen. Endlich bog sie in eine kleine Seitengasse ein, aber kaum war sie darin angelangt, als auch die Verfolger sie ereilten, und Ritter Jauffred, den Guy sofort erkannt hatte, ohne weiteres auf sie eindrang. Sie suchte sich den Zudringlichkeiten der kecken Rotte zu entziehen, die Andern kamen und mischten sich ein, und bald vernahm Guy einen Hilferuf des geängstigten Geschöpfes. Er eilte hinzu, suchte die jungen Männer in Güte zu vertreiben, und als dieses nicht half, zog er das Schwert und machte das arme Mädchen mit Gewalt frei. Unter Hohngelächter und Drohungen verließen die halb betrunkenen Männer die Straße, während Guy das zitternde und todtenbleiche Weib zu beruhigen suchte. Indem er noch zu ihr redete und sie bat, sich auf seinen Arm zu stützen, wurde es umher lebendig, und mehrere Leute traten aus den Häusern. Ein alter Mann näherte sich dem noch zitternden Mädchen und suchte sie rasch in eines der Häuser zu ziehen. Der junge Graf folgte bis zur Pforte und ging dann ruhig seines Weges.

Wenige Tage darauf redete ihn Jauffred an und sagte ihm, sie seien der spröden Schönen, die er beschützt, auf der Spur, und er gedenke, sich bald für jenen verfehlten Abend zu entschädigen. Sie sei die Tochter eines heimlichen Juden, und wenn sie Umstände

mache, drohe ihr und ihrem Vater der Galgen. Guy eilte sofort nach der ihm noch wohlbekannten Straße und fand auch bald das Haus, wohinein der Alte das Mädchen an jenem Abend geführt hatte. Er entdeckte dem Vater die Gefahr und erbot sich, im Falle er fliehen wolle, ihn sicher aus der Stadt zu geleiten. Jener dankte und erwiederte, daß er nichts zu fürchten habe, da die Drohung des Ritters ihn nicht betreffe. Er suchte also den Verdacht, als sei er ein Jude, von sich fern zu halten.

Die Juden wurden bekanntlich im Mittelalter öfter des Landes verwiesen, und manche Regenten entledigten sich und ihre Vasallen auf diese Weise ihrer Gläubiger. Auch in Frankreich war unter der Regierung des vorigen Königs, Philipp August, ein solches Verbannungsurtheil über sämmtliche Juden verhängt worden, und es stand der Tod darauf, wenn sich ein Jude treffen ließ.

Bei der großen Geschäftskenntniß des vertriebenen Volkes war es demselben stets gelungen, sich in kurzer Zeit große Reichthümer zu erwerben, und einzelne Juden, die es verstanden, sich verborgen zu halten, oder unter falschen Vorspiegelungen kurze Zeit im Lande zu bleiben, erwarben enorme Reichthümer durch die Vermittlung, welche sie mit den einheimischen Kaufleuten und ihren vertriebenen Stammesgenossen im Geheimen unterhielten.

Guy hatte das Abenteuer mit der schönen Unbekannten und ihrem Vater fast vergessen, als eines Tages ein Kästchen an ihn abgegeben wurde, worin er, als er das künstliche Schloß mit dem ihm besonders über-

sandten Schlüssel geöffnet hatte, eine große Summe Geldes und viele Pretiosen fand. Dabei lag ein Brief, worin ihm mitgetheilt wurde, daß der Vater des jungen Weibes, die er eines Abends beschützt, sich zum Behufe der Abwicklung höchst wichtiger Geschäfte für einige Zeit in Paris aufgehalten, und in Folge der Warnung des Grafen die Wohnung gewechselt habe, bis das Geschäft glücklich beendet war. Wie er vernommen, sei in der That in der alten Wohnung nach ihnen geforscht worden, und sie verdankten somit Leben und Besitz seinem Edelmuth. Als Erkenntlichkeit füge der dankbare Jude einen kleinen Theil seines Gewinnes bei, und bitte den Grafen, diesen Tribut nicht zu verschmähen.

Der Gewinn des Juden mußte in der That ein ungeheurer gewesen sein, denn die Summe, welche Guy von ihm erhielt, betrug mehr, als seine kühnsten Wünsche verlangten. Voller Glück eilte er sobald als möglich zu seiner geliebten Margaretha, um ihr die Wendung seines Geschickes mitzutheilen. Er fand sie in Thränen, und auf seine Frage, was die Ursache derselben sei, erzählte sie ihm, daß sie in einigen Tagen nach Flandern abreise, und die Trennung von ihm ihr das Herz schwer mache. Jubelnd theilte ihr nun Guy mit, daß er gesonnen sei, noch an diesem Tage den König um ihre Hand zu bitten, und ihr sodann nach ihrem Vaterlande zu folgen.

So geschah es, und mit dem erwachenden Frühling zog Margaretha in das Schloß zu Gent ein, wo die

düsterste Trauer noch immer das Herz der armen Johanna umfangen hielt.

Es war an einem wunderschönen Maimorgen, als Margaretha an einem der Fenster des Schlosses stand, und dem auf feurigen Rosse dahinsprengenden Geliebten nachschaute. Er hatte sich auf einige Tage von ihr verabschiedet, um eine wichtige Angelegenheit zu ordnen. Der Himmel wölbte sich tiefblau über der im reichsten Blüthenschmucke schimmernden Erde; das Grün der Bäume, Büsche und Felder prangte in den verschiedensten Abstufungen, und alles umher athmete neues Leben und frohe Hoffnung.

„Wie schön er ist!“ flüsterte Margaretha vor sich hin, als sie ihn in immer weiterer Ferne dahinfliegen sah; „gar stattlich nimmt er sich zu Pferde aus.“ Er winkte noch einmal aus der Ferne und sie schwenkte grüßend ihr Tuch. „Adieu! Adieu! Auf baldig Wiedersehen!“ sprach sie, und blickte, da er um die Ecke eines Hügels entschwunden war, noch einmal in die sonnenbeglänzte Gegend. Dann trat sie etwas zurück und seufzte, indem sie zu sich sagte! „Ach, man wagt es kaum, sich zu gestehen, daß man glücklich ist, und sich zu freuen, so lebensfroh es einem auch um das Herz ist. Alles fordert mich zur Freude auf. Die wiedergefundene Heimath erweitert mir die Brust, ich bin jung, geliebt, soll hinfort frei sein, und thun und lassen, was ich will. Und doch ist's Unrecht, wenn ich froh bin. Muß ich nicht der armen Schwester gedenken, deren umdüstertes Leben von keinem Strahle des Trostes erhellt wird. Und Ferdinand! Er war mir so werth!

Seine Gesellschaft erheiterte mich mehr, als alle Feste des Pariser Hofes, und durch ihn lernte ich erst die Macht wahrer Freundschaft kennen. Ach! daß ich ihn nicht retten konnte, daß er sterben mußte als ein Opfer ränkevoller Staatsklugheit, sterben in dem Augenblick, da ihm wie mir die Freiheit winkte. Wahrlich!" seufzte sie vor sich hin, „es ist so unendlich viel Trauer und Unglück um mich her, daß ich die ganze Kraft meines Gemüthes nöthig habe, um nicht fortwährend mein eigenes Glück zu vergessen."

Sie wurde durch das Eintreten des alten Baron Kranhoven aus ihren trüben Gedanken gerissen. Wilhelm von Kranhoven war während der Zeit von einem Jahre, seit der Flucht seines Sohnes, so sehr gealtert, daß man ihn kaum wiedererkannte. Seit die Hoffnung auf ein neu aufstrebendes selbständiges Flandern in ihm gestorben war, war er stumpf geworden, und lebte nur noch der Erwartung auf die Wiederkehr seines Sohnes.

Die Gräfin hatte sich völlig von der Welt abgeschlossen, und die heftige Aufwallung jener furchtbaren Stunde längst bereut. Nach und nach waren ihr die Umstände klar geworden, und sie sah ein, daß ihre Leidenschaft eine verblendete gewesen. Der alte Kranhoven hoffte vergeblich auf Nachrichten von seinem Sohne, Hugo hatte nichts mehr von sich hören lassen.

Er näherte sich nun der jugendlich schönen Margaretha, ergriff ihre Hand, und indem er dieselbe an die Lippen führte, sagte er: „Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch meinen Glückwunsch darbringe."

Mit dem herzgewinnenden Tone, der ihr eigen war, erwiederte Margaretha: „Willkommen, Baron Kranhoven, ich danke Euch herzlich. Saht Ihr Dampierre fortreiten? Wie gefällt er Euch?“

„Der junge Graf Dampierre, Euer verlobter Bräutigam,“ erwiederte Kranhoven, „ist ein hoffnungsvoller, edler, junger Mann. Möge Gott ihn und Euch in seinen Schutz nehmen.“

„Es freut mich,“ versetzte Margaretha, „daß grade Ihr so sprecht. Meine Schwester hat mir Euch als den klügsten und besten Mann im Lande geschildert.“

Kranhoven schüttelte wehmüthig den Kopf. „Hätte sie mich zur rechten Zeit dafür erkannt,“ sagte er, „es wäre besser gewesen.“

„Ihr habt sie wohl oft vor den Ränken König Ludwig's gewarnt?“ fragte Margaretha, deren kindlicher Sinn gar vieles von den Ereignissen in Flandern und den Erlebnissen Johanna's nicht kannte.

„Ich that es,“ versetzte Wilhelm von Kranhoven, „weil es meine Pflicht als getreuer Vasall und Baron dieses Landes war; aber ich habe vergeblich gewarnt. Mein Kopf ist darüber grau geworden, und die Dinge, die ich hier erleben mußte, haben mich tief gebeugt. Wie gern wollte ich alles Leid, das mich selbst betraf, vergessen, wenn ich nur nicht sagen müßte, alles Elend, wodurch wir heimgesucht wurden, ist umsonst gewesen, und unser herrliches Vaterland wird zuletzt doch noch die Beute des Erbfeindes.“

Margaretha verstand wenig von Politik. „Wie meint Ihr das?“ fragte sie.

Kranhoven erwiederte: „Was soll der Unkenruf des alten Mannes in der Morgenröthe Eures hoffnungsreichen Lebens! Vergebens klagen wir, die wir hier unsere Heimath haben, und unsere höchste Ehre in der Selbständigkeit Flanderns sehen; Schlauheit und Gewissenlosigkeit tragen doch den Sieg davon, und das Recht wird mißachtet. Schon ist der Franzose in alle unsere Händel eingeweiht, überall hat er die Hände im Spiel, maßt sich Rechte an, die ihm nicht gebühren, verdrängt unsere Sprache und unsere Sitten, und lauert nur auf die rechte Gelegenheit, sich zum Herrn des von Gott so reich gesegneten Landes zu machen. Damals, als die Fäden gesponnen wurden, hätten wir vorsichtig sein sollen. Zu spät! Zu spät! ist jetzt unsere Losung."

Margaretha wollte gern etwas Tröstliches vorbringen. „Verzagt nicht," sagte sie, „Johanna ist noch jung, ihr Trübsinn wird sich verlieren."

„Ich hoffe wenig darauf," entgegnete Kranhoven; „sie ist zu schwer getroffen, und was das Schlimmste ist, sie hat das Herz des Volkes eingebüßt. Man flüstert, wo man sie sieht. Ihr Trübsinn gilt als Reue für eine begangene schwere Missethat, denn das Volk hält sie nun einmal für die Mörderin ihres Vaters."

„Es ist entsetzlich," erwiederte Margaretha, „und man kann nichts dagegen thun. Alle Nachrichten, die vom gelobten Lande kommen, sind ungewiß. Wir selbst wissen noch immer nichts Näheres über den Tod des Vaters, den ich selbst ja niemals gesehen habe. Aber Ihr, bester Baron, was denkt Ihr über Johanna's

Verhalten gegen jenen Mann, den Viele für unsern Vater hielten?"

„Ach, edles Fräulein," versetzte Wilhelm, „darnach dürft Ihr mich nicht fragen. Für mich war der wiedergekehrte Graf Balduin der Heiland, der Erlöser, der Ritter, an den ich glaubte und glauben mußte, da sein Kommen der letzte Hoffnungsanker für Flandern war. Sein edles Antlitz war ganz das unseres verschwundenen Herrn, wozu sollte ich zweifeln, wozu nachforschen? Niemand kennt bis heute den wahren Sachverhalt außer der Königin Mathilde, die ein undurchdringliches Schweigen darüber beobachtet. Wäre eine Nachricht aus dem gelobten Lande gekommen, so wüßten wir Alle die Wahrheit; so aber hält jeder fest an dem, was ihm wahrscheinlich ist. In so verworrenen Zeiten ist es schwer, bestimmte Kunde zu erlangen, das gilt vom Höchsten wie vom Geringsten. Ein Jahr ist nun verflossen seit jenem unheilvollen Tage, an welchem mein Sohn verschwand. Auch er ist verschollen, und alle Nachforschungen sind vergeblich geblieben. Einsam stehe ich alter Mann, ohne einen hellen Blick in die Zukunft für Flandern, wie für mich. Ach, dieser Gedanke hat mich stumpf gemacht vor der Zeit."

Mitleidig sagte Margaretha: „Laßt Euch durch mich Trost geben, vertraut, hofft, noch kann sich alles wenden."

Kranhoven seufzte und sah mit einem Blick wehmüthiger Vaterzärtlichkeit auf das junge Mädchen, indem er sagte: „So spricht das Herz der Jugend, der Himmel erhalte es Euch lange."

In diesem Augenblick trat Johanna in das Gemach. Was war aus dem blühend schönen, lebhaften Weib geworden! Wie ein Bild tiefster Trauer erschien sie; das Auge, nur noch gewohnt zu weinen, und voll Inbrunst zum Himmel zu blicken, war zum Boden gesenkt; der Mund, einst so frisch und blühend, hatte das Lächeln verlernt, und die Gestalt schien unter einer schweren Last gebeugt.

Sie grüßte den alten Baron Kranhoven mit einem leisen Neigen des Kopfes. Dann sagte sie zu ihrer Schwester: „Die Königin Mathilde hat zu mir gesendet, sie ist schwer leidend, und heute so ernstlich besorgt, daß sie zu sterben fürchtet. Sie verlangt dringend, mich vor ihrem Ende noch zu sprechen. Da auch ich eine Aussöhnung mit ihr, als der nächsten Angehörigen, wünsche, und ihr zugleich Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe, die Dich, theure Schwester, betreffen, so wollte ich Dich bitten, mich zu begleiten.“ Darauf wendete sie sich zu Kranhoven und sagte ihm: „Es trifft sich glücklich, daß Ihr hier seid, denn auch Ihr sollt mich begleiten. Unser Haus ist zusammengeschmolzen auf eine Sterbende, eine der Welt Abgestorbene, und ein frisches Reis, auf dem alle Hoffnungen ruhen. Ihr, edler Freund, steht uns am nächsten, und ich bitte Euch daher, bei dieser Zusammenkunft Euch einzufinden.“

„Ihr habt zu befehlen, gnädige Gräfin,“ versetzte Kranhoven.

„Tretet noch eine kurze Zeit in ein anderes Gemach,“ sagte Johanna, und laßt den Diener hinabgehen,

damit er den Pilger, der mich zu sprechen begehrt, heraufführe."

Wilhelm von Kranhoven ging in das Nebengemach, und sagte dem Diener, was Johanna wünschte. Dann schritt er durch mehrere Zimmer und begab sich nach den Höfen und Ställen des Schlosses, dem Diener den Auftrag hinterlassend, daß er ihn rufen solle, sobald die Gräfin es befehle.

Johanna ließ sich auf einen Stuhl nieder und Margaretha fragte sie: „Wo kommt der Pilger her, den Du erwartest?"

„Wie er angibt, kommt er aus Palästina," erwiederte Johanna.

„Gewiß ist es nur wieder eine Anforderung an Deine Mildthätigkeit," meinte Margaretha, worauf Johanna entgegnete: „Mag es sein, was thut's! Ich lasse Bittende nicht gern unerhört abweisen."

Der Pilger trat ein. Er trug den Muschelhut, das braune Gewand und den langen Stab seines Standes. Er blieb an der Thür stehen und beugte sich tief. Sein Antlitz war gebräunt, Locken und Bart lang und verwildert, und wer in diesem Augenblick ihm aufmerksam prüfend in das Antlitz gesehen hätte, der würde an der tief schmerzlichen Bewegung darin bemerkt haben, daß er nicht als fremder Pilgersmann hier eintrat. Es war Hugo von Kranhoven, der unerkannt vor derjenigen stand, die er immer noch gleich innig verehrte.

„Ihr habt gewünscht, mich selbst zu sprechen, frommer Bruder," begann die Gräfin.

Hugo blieb im Hintergrunde des Gemaches stehen

und sagte: „Wollt Ihr vergönnen, edle Gräfin, daß ich Euch allein die Kunde mittheilen darf, die mich hergeführt?“

„Redet frei,“ entgegnete Johanna etwas befremdet; „meine Schwester wird hören dürfen, was Ihr mir zu sagen habt.“

Die Wirkung dieser Worte hätte fast schon verrathen, was Hugo noch geheim halten wollte. Mit lebhafter Freude sagte er: „Eure Schwester? So ist dies edle Fräulein Margaretha, Eure Schwester?“

Ruhig erwiederte Johanna: „Sie ist es. Die Einzige, die mir von den Meinen noch am Leben blieb.“

Bei diesen Worten zog sie Margaretha an ihre Seite und setzte hinzu: „Vor ihr habe ich kein Geheimniß.“

„Auch soll es für sie kein Geheimniß sein,“ entgegnete Hugo, „denn was ich Euch zu sagen habe, betrifft Balduin, Euren Vater.“

Johanna schwieg unter schmerzlicher Bewegung; Margaretha dagegen frug hastig: „Bringt Ihr gewisse Kunde von ihm, so redet und meldet uns alles, was Ihr wißt.“

Seufzend begann der Pilger seinen Bericht. „Lange, lange Zeit bin ich gewandert,“ so erzählte er; „Berge und Thäler, Wüsten und Meere habe ich gekreuzt, manche Nacht schlaflos in schweren Sorgen und Gefahren verlebt, um Kunde zu erlangen, die Euch, edle Gräfin, Gewißheit über das Schicksal Eures Vaters geben könne. Oft verzweifelte ich am Gelingen, aber ich hatte mir selbst den Schwur geleistet, nicht eher

zurückzukehren, als bis ich sichere Nachrichten zu bringen, und Euch damit die verlorene Seelenruhe wiederzugeben vermöchte. Und so seht Ihr mich hier, zwar ermattet von der Mühseligkeit der gefahrvollen Wanderung, aber doch befriedigt, denn ich habe den Zweck derselben erreicht, und kann Euch die sichere Kunde von dem traurigen Ende Eures Vaters geben."

Als er bis hierher gesprochen hatte, machte Hugo eine Pause. Johanna empfand ein seltsames Bangen, aber sie erkannte ihn noch nicht. Flehend sagte Margaretha: „O so redet, und theilt uns alles mit."

Hugo fuhr fort: „Traurig ist's, was ich Euch zu melden habe, aber es ist wahr, so wahr wie das Wort der Treue, die sich in Noth und Trübsal bewährt." Er hielt einen Augenblick inne und erzählte dann weiter: „Ihr wißt, daß Euer Vater dem Kaiser Alexis von Konstantinopel, der ein Schwager Philipp's von Schwaben war, gegen seinen feindlichen und aufrührerischen Bruder Beistand leistete, und ihm zu seinem Rechte verhalf. Leider aber war Alexis des Beistandes nicht würdig; das Volk empörte sich auch gegen ihn, und der ewigen Bruderzwiste müde, wählte es nach eigenem Ermessen Euren Vater selbst, der sich tapfer und großmüthig gezeigt, zum Herrscher. Nicht lange, so hatte die Gegenpartei sich wieder Macht und Ansehen verschafft. Das entsittlichte und wankelmüthige Volk verließ zum Theil den selbsterwählten Herrscher wieder, und ein schreckliches Ende war das Loos Eures Vaters. Er wurde gefangen und auf Befehl des neuen Kaisers zu einem furchtbaren Tode verurtheilt. Verstümmelt

stürzte man seinen Leichnam in die wildeste Schlucht des Gebirges, wo er den Geiern zur Beute wurde."

Bei dieser Nachricht brach Margaretha in Thränen aus und rief: „Entsetzlich! Grauenvoll!" Johanna aber saß bleich und starr; ihr löste sich ein schwerer Stein vom Herzen, und sie wußte nicht, ob sie Gott danken dürfe für die schreckliche Nachricht. Lange und schmerzlich hatte sie diese Gewißheit erhofft, und nun war sie mit einem Male unerwartet gekommen, was sie kaum mehr für möglich gehalten hatte.

Hugo fuhr fort: „Verzeiht, daß ich Eure Herzen mit solcher Kunde zerfleischen muß. Niemand kannte seither die wahre Todesart des Helden, und wer das Grab des edlen Mannes suchte, kam ohne Erfolg zurück. Auch ich forschte gar lange Zeit vergeblich nach seiner Ruhestätte. Als ich sie nicht fand, ging ich Schritt für Schritt seinen Spuren nach, bis sie mich zu der gräßlichen Wahrheit leiteten."

„Wohl ist es schmerzlich, was Ihr uns verkündigt," entgegnete Margaretha unter Thränen, „aber es ist doch besser als jene unselige Ungewißheit, die zu so beklagenswerthen Mißverständnissen geführt hat. Seid Ihr bereit, Eure Aussagen überall zu bekräftigen? Gar manche unverbürgte Nachricht ist schon verbreitet worden, aber niemand brachte bis jetzt Beweise seiner Behauptungen."

„Ich bringe solche," versetzte Hugo, „und führe beglaubigte Documente bei mir, die ich mir an Ort und Stelle verschafft."

Nun erhob sich Johanna und sprach mit sanfter, an

frühere Zeiten mahnender Stimme: „Ihr habt mir einen großen Dienst erzeigt; habt Dank dafür. Könnte ich lohnen, was Ihr in so seltener aufopferungsfähiger Ergebenheit für mich gethan habt, gewiß, ich würde es thun."

Ein Strahl höchster Wonne leuchtete aus Hugo's Blicken, und hätte Johanna die Augen nicht niedergeschlagen gehabt, an diesem Blick würde sie ihn erkannt haben. Er bat sie, ihm eine Frage zu gestatten, und sie forderte ihn auf, zu reden.

Mit bewegter, halblauter Stimme sprach nun Hugo: „An ferner Stätte, im heiligen gelobten Lande, lernte ich einen Mann kennen, der der Ruhe seines Herzens verlustig war, weil er Euch einst einen schweren, tiefen Schmerz bereitet, und dadurch Euren Haß auf sich geladen hatte. Wenn Du — so sagte er zu mir — nach meinem geliebten Vaterlande kommst, und die Kunde vom Tode ihres Vaters der edlen Gräfin bringst, so frage sie, ob sie den Mann noch haßt, der einst das Unglück hatte, ihr einen tiefen Schmerz zu bereiten; sage ihr, daß mein ganzes Leben nur ihr geweiht war, daß jeder Tag, jede Stunde nur dann Werth für mich hatte, wenn ich sie ihrem Dienste widmen durfte, und daß ich gern mein Blut dahingegeben hätte, wenn ich die Erinnerung an den Anblick des Jammers verwischen könnte, den ich einst verschuldet."

Er schwieg. Margaretha war gerührt, ohne den eigentlichen Zusammenhang zu ahnen. Johanna aber fühlte einen sanften Hauch, wie die Versöhnung zwischen ihr und dem Geschick, durch ihr Wesen zittern.

Sie hätte weinen können wie ein Kind, aber nicht aus Kummer, sondern in süßer Wehmuth. Ach! es that ihr so wohl, daß Hugo, den sie jetzt erkannt hatte, so viel Treue ihr erwies. Sie sah ihn an, und Beider Blicke begegneten sich im innigen Verständniß.

Dann aber sagte sie mild und ernst zu ihm: „Wohl denn, so vernehmt meine Antwort, laßt mich Euch zuvor aber sagen, daß Eure Nachricht vom Tode unseres Vaters der erste Strahl der Versöhnung ist, der seit jener Zeit, von der Ihr eben sprachet, in mein umdüstertes Leben fiel. Bei dem Gefühle des innigsten Dankes, das mich in dieser Stunde erfüllt, versichere ich Euch, daß ich keinen Haß mehr hege, und Gott allein das Richteramt überlasse. Ihm stelle ich es anheim, mir und all' Denen barmherzig zu sein, die das Leben eines armen Weibes, das arglos und liebebedürftig in der Welt dastand, so schrecklich vernichtet haben. Ich weiß es längst, daß jener Mann, von dem Ihr redet, aus edlem Antriebe handelte, und daß er nicht die Schuld trägt, wenn er mir einst das furchtbarste Leid zufügte. Wenn ihm die Versicherung, daß ich ihm nicht mehr grolle, die Ruhe wiedergeben kann, die er in jenen unseligen Verwicklungen verloren hat, so mag er getrost den Blick hinfort frei in's Leben richten, ich habe ihm längst vergeben."

Ueberwältigt von seiner Empfindung sank Hugo vor ihr auf die Knie und ergriff ihre Hand, die er inbrünstig an die Lippen drückte.

Johanna duldete es anfänglich, dann aber entzog

sie ihm die Hand, indem sie tief bewegt sagte: „Hört weiter: Stände ich jenem Manne gegenüber, so wie ich Euch jetzt gegenüberstehe, so würde ich weiter also zu ihm sprechen: Mein Dasein, so würde ich sagen, ist abgeschlossen, und ich hoffe nichts mehr für mich von der Zukunft. Wer so Ungeheures erlebt hat, wie ich, der fühlt sich fremd in der Welt, wo Alles ihn mahnt, daß die Unbefangenheit des Lebens, jene schöne Blüthe menschlichen Daseins, für immer vernichtet ist. Wo aber zwei Menschen in furchtbare Geschicke feindlich verwickelt waren, da ist es besser, daß sie geschieden bleiben, gleichviel, ob Schuld oder Verhängniß sie getrieben. Sucht deshalb in fernen Landen Vergessenheit des Geschehenen, oder wenn dies möglich ist, so weiht Derjenigen, der Eure Treue gehört, ein stilles Gedächtniß, gleich einer Abgeschiedenen. Einst aber, wenn ich nicht mehr bin, dann kehrt zurück in Euer Vaterland, und erfüllt die Pflichten, die Ihr gegen dasselbe habt, so treu und hingebend, wie Ihr mir gedient."

Thränen erstickten ihre Stimme. Hugo, der noch immer zu ihren Füßen kniete, preßte schmerzerfüllt ihre Hand nochmals an seine Lippen, und erhob sich dann. Johanna sah ihn mitleidig an, deutete mit der Hand zum Himmel und sagte: „Meine Hoffnung ist dort!"

Schwankend und die Augen von Thränen verschleiert, ging Hugo fort. An der Thür wendete er sich noch einmal um, er wollte sich ihr Bild wie das Bild einer Heiligen noch einmal einprägen.

Margaretha weinte mit der Schwester, ohne ganz zu begreifen, was dieselbe so heftig erschütterte. Es währte lange, bis Johanna sich so weit erholt hatte, um den Besuch bei der Königin Mathilde zu machen.

Achtes Capitel.

In ihrem düstern Gemach, welches durch die dicht herabgelassenen Gardinen noch unheimlicher geworden war, saß Königin Mathilde auf dem Krankenstuhl und athmete so schwer, daß man besorgen mußte, jeder Augenblick könne ihr letzter sein. Boabdil, ihr langjähriger Vertrauter, stand bei ihr und mischte Heiltränke, aber die Kranke wollte sie nicht mehr nehmen.

„Laßt's gut sein, Boabdil, und quält mich nicht länger mit Zureden. Ich mag Eure Arznei nicht. Seid deshalb nicht verdrossen, ich weiß, daß Ihr die Heilkunst versteht, und Eure Tränke habe ich im Guten wie im Schlimmen kennen gelernt."

„Nur dieses Mittel verschmäht nicht," bat Boabdil, „es wird Euch Linderung geben und die Beklemmung mildern."

Mathilde nahm den Trank fast widerwillig und schlürfte ihn langsam aus. Sie fühlte, wie er ihr wohlthat, und sie reichte Boabdil dankend die Hand. Während sie dies that, sank bleischwer eine Müdigkeit

auf ihre Augenlider, und sie ward von Schlaf überwältigt. Eine Art Traum führte die Bilder ihres Lebens an ihrer Seele vorüber. Ihr Vater war der Herzog Robert von Burgund gewesen, dessen Regierung eine Reihe von Verbrechen aufwies. Vom Großvater her war sie mit dem König von Frankreich nahe verwandt, und so kam sie nach dem Tode Robert's an den Pariser Hof, wo sie erzogen wurde. Kaum herangewachsen, ward sie mit dem König Sancho von Portugal verlobt, aber noch bevor die Vermählung geschah, trat ein neues Element in ihr Leben. Ihr Gesicht strahlte im Schlafe, als die Bilder jener Zeit an ihrer Seele vorüberglitten, denn sie war viel zu energisch und leidenschaftlich gewesen, um sich zu fügen. Ihre Hand reichte sie damals dem König Sancho, aber ihr Herz und ihre Gunst besaß ein Anderer, der ihr nach Portugal folgte. Sancho entdeckte den Betrug und büßte diese Entdeckung mit dem Leben. Das war das Aergste, was sie gethan, und als diese That vor ihr auftauchte, erwachte sie mit einem stöhnenden Hilferuf.

Boabdil stand noch immer bei ihr. Sie sah ihn an und sagte: „Seht, wie wenig Euer Beruhigungsmittel vermag! Das alles hilft mir über Manches fort, aber nicht über das Schlimmste. Daran muß ich sterben, das ist gewiß!"

Boabdil meinte, es könne ihr wohl noch geholfen werden, wenn sie selbst nur dazu beitragen wolle; aber sie erwiederte: „Das ist es ja eben, daß ich das nicht kann." Dann fuhr sie fort: „Ich bin müde, und habe

das Leben satt. Das Letzte, was mich noch betreffen konnte, war der Tod meines Sohnes, nun bin ich fertig. Wenn ich gestorben bin, nehmt Ihr, was Euer ist, und kehrt nach Spanien zurück. Dort stirbt sich's schöner als hier."

„Ihr sprecht vom Sterben," erwiederte Boabdil, „wie von einem leichten Geschäft."

Mathilde entgegnete: „Was ist's weiter, wenn wir hier nichts mehr zu thun haben? Ich ärgere mich schon lange, daß ich so unnütz umhergehe, nun muß einmal ein Ende sein. Die Spielerei mit den Sternen ist ganz gut zum Zeitvertreib; aber sagt selbst, was soll ich jetzt noch darin lesen, was mir wichtig sein könnte? Es ist Zeit, einmal zu sehen, was hinter dem Vorhange steckt."

„Ihr seht gefaßt dem Jenseits entgegen," meinte Boabdil.

Die Königin erwiederte: „Warum sollte ich das nicht? Etwa der Tränke wegen, die ich von Euch brauen ließ, um mir überlästige Menschen vom Halse zu schaffen? Ich glaube nicht an einen Gott, der uns unserer Sünden wegen wie Kindern die Ruthe gibt. Es lag einmal nicht in meinem Blut, mich geduldig zu fügen und die Fromme zu spielen, dafür ist mir auch härter gebettet worden wie Andern. Gibt es ein Jenseits, so wird auch dort Kampf und Unterschied sein; wohlan, ich sehe ihm gefaßt entgegen. Zuvor aber will ich ein Bekenntniß ablegen und einer hart geprüften Seele Ruhe schaffen."

Boabdil sah sie erstaunt an.

„Nicht der meinigen," sagte sie mit einem Anflug von ironischem Lächeln in dem sterbenden Gesicht; „ich bedarf keiner Beichte und keiner Versöhnung mit dem Gott, den die Kirche lehrt, und der Himmel, zu dem Frankreichs Bundesgenosse, der Papst, den Schlüssel führt, mag mir verschlossen bleiben. Ich liebe das Kreuz nicht, denn es predigt Demuth und unmännliches Unterliegen. Freut Euch, Boabdil, daß ich Euch hier in meiner letzten Stunde noch die Versicherung gebe: Hätte der Maurenkönig bei Tours über Karl Martel gesiegt, und wäre das Abendland dem Halbmonde statt dem Kreuz anheimgefallen, die Welt sähe mehr nach meinem Sinn aus. Aber ich will Klarheit bringen in jene Verwicklung, die seit der Geschichte mit dem falschen Balduin entstanden ist. Wie ein Blitzstrahl aus unbedecktem Himmel, so traf es mich damals. Ich bebe nicht leicht zurück, aber jener Augenblick, in dem für mich so viele Fäden zu einem unentwirrbaren Knoten zusammenliefen, raubte mir die Fassung. Auch das ist vorübergegangen. Das Leben besteht nur aus Augenblicken, in denen wir durch Freude, Schmerz oder Spannung aufgeregt sind; im Ganzen ist es werthlos. Mich erwarten keine solchen Momente mehr."

Boabdil bat die Königin, sich zu schonen und nicht viel zu reden. Er verstand ihr Wesen, denn er stammte von einem Volk ab, bei dem der Muth des Mannes die höchste Tugend war. Wohl hatte Mathilde Recht, daß ihr die christliche Anschauung weniger entsprach, als die Lehre des Propheten, bei dem weibliche Tu-

genden nicht geachtet wurden. Darum auch hatte sie ihr Leben lang den geheimnißvollen Künsten der Astrologie und Chiromantie am meisten Geschmack abgewonnen.

Nach einiger Zeit meldete Boabdil, daß die Gräfin Johanna angelangt sei. Mathilde ließ sie eintreten und gebot Boabdil, sich zu entfernen.

Als Johanna, gefolgt von Margaretha und Kranhoven, eintrat, blickte Mathilde finster auf die letzteren und sagte: „Ich begehrte Euch allein zu sprechen, Gräfin Johanna, und wünsche keine Zeugen."

Mit Milde erwiederte Johanna: „Wenn Ihr es wünscht, so können wir allein sein, bis Ihr mir mitgetheilt habt, weshalb Ihr mich hierher beschieden. Dann aber habe auch ich Euch Einiges zu sagen, wobei der bewährteste Freund und die einzige Schwester zugegen sein müssen. Vergönnt daher, daß sie so lange sich in einem Eurer Gemächer aufhalten."

Sanfter versetzte Mathilde: „Laßt sie nur hierbleiben." Dann wendete sie sich zu Margaretha und sagte mit einer bei ihr seltenen Zärtlichkeit: „Kommt her, Margaretha, Ihr seid ein gutes Kind; Ihr habt meinem armen Sohn in seiner Krankheit wohlgethan, habt sogar noch ein halbes Jahr Eurer wiedergeschenkten Freiheit geopfert, um ihn vor seinem Tode nicht zu verlassen. Dafür dankt Euch seine sterbende Mutter." Sie küßte dabei die Stirn des gerührten Mädchens und dieses erwiederte: „Ich hatte ihm gelobt, bei ihm auszuhalten, und würde mein Wort gehalten

haben, hätte ich auch noch länger in Paris bleiben müssen."

„Setzt Euch," sagte hierauf Mathilde, und alle ließen sich nahe bei ihr nieder.

„Ihr seht in mir eine Sterbende," begann nun Mathilde, „die nicht gern aus dem Leben scheiden will, ohne Euch etwas zu enthüllen, was auch für Euch von Wichtigkeit ist, da es einen Irrthum zerstört, der Euer Leben schon seit langer Zeit vergiftet hat. Ich bedaure Euch, Johanna, und weil ich Euch in einer schweren Stunde einen Fluch gab, darum will ich nun auch Eurem Gewissen Ruhe schaffen. Der Mann, den Ihr hinrichten ließet, weil er sich für Euren Vater anerkennen ließ, und um dessen Willen Euch das Volk noch heute als Vatermörderin betrachtet, war nicht Balduin. Ich allein wußte, wer er war, aber die Umstände waren so seltsam verkettet, daß ich nicht wagen durfte, Euch den Zusammenhang zu entdecken. Ich habe Euch dadurch schweres Leid zugefügt, aber glaubt mir, auch ich habe in jener Zeit mehr gelitten, als ein Mensch ahnen konnte. Wollt Ihr mir daher verzeihen?"

Johanna hatte mit der Ruhe einer Heiligen zugehört. Sie entgegnete: „Ich hege gegen Niemand Groll. Wir Alle haben schwer gefehlt und hart dafür gebüßt."

Mathilde fuhr fort: „Jener unglückliche Mann war gezwungen, die Rolle zu übernehmen, zu welcher ihn, um die Noth des Landes zu enden, das flandrische

Volk erkor. Er würde sich gewiß zu erkennen gegeben haben, wenn er es hätte wagen dürfen, ohne sich dem qualvollsten Tode zu überliefern. Vernehmt denn, wer er war. Als der jüngere Sohn aus dem gräflichen Hause von Anjou, wurde er schon frühzeitig der Kirche geweiht. Die Aehnlichkeit, welche er mit Balduin hatte, erklärt sich aus dem Umstande, daß Beider Mütter Schwestern waren. Audibert, so hieß er, sah mich als die Braut König Sancho's, und liebte mich. Der Zwang, der mich zur Ehe mit dem Könige nöthigte, war die Wurzel, aus der eine mächtige, durch die Hindernisse gesteigerte Leidenschaft in mir erwuchs. Audibert folgte mir nach Portugal, und wir schufen uns ein Glück, das unter dem Schleier der Verborgenheit uns ganz ausfüllte. Da entdeckte Sancho unsere Liebe und bedrohte das Leben Audibert's, aber ich wußte den Geliebten zu retten. Sancho starb, und nachdem Ferdinand geboren war, kehrte ich mit Audibert nach Paris zurück. Lange Zeit währte auch dort unser heimliches Glück, dessen Dauer durch den Sohn unserer Liebe verbürgt war. Erst als Philipp August den Plan faßte, mich mit dem Grafen von Elsaß zu vermählen, ereilte uns das Verhängniß. Meine Weigerung schärfte die Beobachtung. Der König verschaffte sich Beweise unserer Verbindung und drohte dem abtrünnigen Priester mit der ganzen Strenge des geistlichen Gerichts. Die strengste Untersuchung sollte beginnen, und Audibert wäre unrettbar zum grauenhaftesten Tode verurtheilt worden. Da wendete ich mich bittend an den König Philipp August. Meine Einwilligung zur Verbindung

mit dem Grafen von Elsaß war der Preis, wofür es ermöglicht wurde, daß Audibert heimlich entfliehen konnte. Niemals erfuhr ich, ob er noch lebte und wohin er sich gewendet habe; ich wähnte ihn lange todt. Da, eines Tages, mahnte mich ein Traum an ihn, und kurze Zeit nachher sah ich ihn auf jener Versammlung im Schlosse vor mir stehen. Der Eindruck jenes Moments war ein furchtbarer. Was sollte ich thun? Das schreckliche Zusammentreffen raubte mir die Energie meines Wesens. Ich zog mich in die Einsamkeit zurück und überließ es dem Schicksal, den Unglückseligen zu verderben."

Die Königin hatte nicht ohne Unterbrechung dies alles erzählt. Die heftige Gemüthsbewegung, welche sie dabei empfand, und die Zunahme der Schwäche nöthigten sie mehrmals, sich zu erholen; nun überfiel sie eine bedeutende Beklemmung der Brust, und ihr Athem ging fast in ein hohl röchelndes Stöhnen über. Sie überstand jedoch diesen Anfall und beruhigte sich wieder.

Wilhelm von Kranhoven, der von den Eröffnungen Hugo's nichts wußte, hatte ganz besonders theilnahmsvoll dem Bekenntnisse Mathildens zugehört.

„So seid denn auch Ihr, hohe Frau," sagte er nach einer langen Pause, „einst ein Opfer jener unedlen Politik gewesen, der nichts heilig ist, als die Erreichung der eigenen selbstsüchtigen Zwecke. Mögen Tausende zum Unglück verurtheilt werden, oder sichtlich verloren gehen, mag die unterdrückte Leidenschaft zum Verbrechen führen, was kümmert es die Lenker dieser

ehrgeizigen Pläne! O wahrlich, solchen Beispielen gegenüber gilt mir der Haß gegen dies Treiben als die edelste Empfindung in der Brust jedes fühlenden Menschen."

Johanna sah die Zunahme von Mathildens Schwäche und bat dieselbe, sich ruhig zu verhalten. Dann sagte sie: „Laßt uns jetzt die Augen abwenden von diesen düstern Bildern und hinaufblicken zu Dem, der Alles zum Guten lenken kann. Ich danke Euch, Königin, für Euer Vertrauen, dessen ich freilich zur Beruhigung meiner Seele nicht mehr bedurfte, da bereits ein edler, glaubwürdiger Bote mir die Gewißheit gebracht hatte, daß mein Vater als Held im gelobten Lande geendet hat."

Hierauf sah Johanna ihre Schwester und Kranhoven an und fuhr mit würdevoller Ruhe fort: „Vernehmt denn auch, was ich Euch mitzutheilen gesonnen bin. Ich fühle es mehr als je zuvor, daß es Zeit für mich ist, die Einsamkeit zu suchen und die Bürde der Staatsgeschäfte auf kräftigere Schultern zu übertragen. Meine theure Schwester wird sich mit dem Grafen Dampierre vermählen, der ein edler, tapferer Mann ist. Ich habe daher beschlossen, ihr die Regentschaft zu übertragen und hoffe zu Gott, daß es ihr und ihrem Gemahl gelingen werde, Flandern so glücklich zu machen, wie ich es nicht vermochte, und wie es dies schöne gesegnete Land verdient."

Margaretha faßte liebevoll Johanna's Hand und

bat: „O Schwester, was willst Du thun? Erhalte Dich dem Leben und der Hoffnung.“

Johanna aber entgegnete: „Es ist beschlossen, und der heutige Tag, der mir so viel Tröstendes gebracht hat, bestärkt mich nur in diesem still gereiften Entschluß.“

Auch Mathilde wollte etwas sagen, aber bevor es geschehen konnte, hatte sie wieder einen heftigen Erstickungsanfall, diesmal so gefährlicher Art, daß Margaretha um Hilfe rief, worauf Boabdil eilig herzukam.

Der Maure reichte der Königin nochmals den beruhigenden Trank, und diesmal nahm sie ohne ein Wort der Einrede denselben an. Mit ganz matter Stimme flüsterte sie dann: „Kommt her, Margaretha, und empfangt den Segen einer Sterbenden, denn ich fühle, daß mein Ende naht.“

Margaretha kniete vor ihr nieder, faltete die Hände und neigte den Kopf. Mathilde legte sanft ihre Hände auf das Haupt der Knieenden und flüsterte: „Vergeßt nicht, daß Euer Flandern ein reiches, verlockendes Ländchen ist für jeden beutegierigen Nachbar. Wenn Ihr sicher stehen wollt, so warnt Euren Gemahl für alle Zeit vor dem Vertrauen auf die Freundschaft Frankreichs. Das ist mein Segen.“

Sie schwieg und Kranhoven setzte hinzu: „Wohl wird unser schönes Vaterland noch oft der Gegenstand erbitterter Kämpfe werden, aber im Bündniß mit edel-

fühlenden Nationen wird es erstarken zur schönen, dauernden Größe."

Indem auch er seine Hände über das Haupt Margarethens hielt, fuhr er fort: „Wie wir hier zusammen unsere Hände auf das Haupt der jungen Herrin Flanderns legen, so möge der Segen Gottes auf dem Lande ruhen und ihm eine glänzende Zukunft bereiten, die ihm doppelt zum Heile gereichen wird, wenn es unter Kämpfen und Leiden zur wahren inneren Selbständigkeit gelangt."

Schon während dem Anhören dieser Worte rieselte ein eiskalter Schauder durch Margaretha, denn sie fühlte die Hände der Königin bleischwer wie Todtenhände auf ihr ruhen. Nun erhob sie sich, und ein Blick in das Gesicht der ruhig Dasitzenden überzeugte sie und die Uebrigen, daß Mathilde entschlafen und ihr letzter Moment ruhiger gewesen war, als ihr vorhergehendes Leben.

Tief erschüttert verließen sie die Leiche. Boabdil blieb bis zur Bestattung, dann ging er nach Spanien zurück.

* * *

Die Chroniken Flanderns berichten, daß Johanna den Rest ihres Lebens in frommer Zurückgezogenheit verbrachte. Werke der Barmherzigkeit und fromme Stiftungen waren das Einzige, was das Volk noch von ihr erfuhr, aber obgleich die Geschichte des falschen

Balduin vollständig aufgeklärt war, hielt man Johanna doch im Geheimen des Vatermordes schuldig. Von Hugo von Kranhoven erfuhr man noch viel Rühmliches. Er war in den eben damals gestifteten Orden der Tempelherren eingetreten, die das heilige Grab beschützten, und zeichnete sich durch Tapferkeit und Edelmuth vielfach aus.

Sagen

aus der Normandie.

Die singende Seele.

An einem der Berge, welche die Gemeinde von Corneuil begrenzen, stand vor langer Zeit eine kleine Hütte, die von Buchen und Eichen verdeckt war. Dort wohnte eine arme alte Frau, welcher der Himmel während eines Lebens, dessen Dauer sie nach Kümmernissen zählte, eine einzige Freude verliehen hatte. Dies war Martha, ihre Tochter, ein so reizendes Kind, daß man niemals etwas Liebenswürdigeres sehen konnte. Sie war heiter und aufgeweckt, und wenn man sie so sah, schön, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte, so würde man sie gern einmal in die Arme geschlossen haben, hätte man nicht befürchten müssen, sie zu zerbrechen. Diejenigen, welche ihr begegneten, es waren deren freilich nur sehr wenige, hielten ihr Bild im Herzen fest, wie das Gesicht einer Heiligen des Himmels.

Das einfache und demüthige Mädchen hatte aber außer dem Reiz ihrer Schönheit noch einen weiteren Vorzug, der ein Geheimniß war, von welchem nur sie,

ihre Mutter und die Einsamkeit etwas wußten. Dies war eine so reine, so süße und so umfangreiche Stimme, wie keine zweite auf der ganzen Erde zu finden war. Des Abends, nachdem sie ihre bescheidenen Arbeiten verrichtet hatte, setzte sich das gute Mädchen in die Nähe der kleinen Lampe und sang, mit einer Handarbeit beschäftigt, so schöne und fromme Lieder, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen mußten. Dann blieb ihre Mutter ganze Stunden lang unbeweglich sitzen, ließ ihre Arbeit ruhen und lauschte den Melodien, die sich bis in's Unendliche verschlangen und wunderbar selbst übertrafen.

„Singe mein Kind!“ sagte die alte Frau, „so lange Du singst, wirst Du tugendhaft, und darum glücklich sein.“

Sie täuschte sich, die arme Mutter.

Martha wurde siebzehn Jahr alt, aber sie war zu arm, um sich zu verheirathen. Die Bursche des nahen Dorfes bewunderten zwar ihre Schönheit, aber sie wollten zur Gefährtin ihres arbeitsamen Lebens keine so zarte Blüthe wählen, die beim ersten Sturm verwelkt wäre.

Eines Tages war ihre Mutter ausgegangen; Martha hatte ihren Holzstuhl in den Schatten der Bäume vor ihre Hütte gestellt und setzte sich dahin, um zu spinnen. Die Luft war warm und weich, wie es im Mai zu sein pflegt, und während das Mädchen freudig die Düfte der Blumen einathmete, sang sie die schönsten Lieder. Bei jeder Strophe vermehrte sich die

Kraft ihrer Stimme, und der Umfang derselben grenzte an das Unglaubliche.

Wie groß war aber ihr Erstaunen, da sie, als sie geendet hatte, sich plötzlich von glänzenden Rittern umgeben sah, die von den reizenden Klängen herbeigezogen waren und das Mädchen jetzt mit ihren Blicken verschlangen. Martha's Erstaunen verwandelte sich bald in Schrecken, als sie zwischen den Zuhörern den Grafen von Corneuil, ihren eigenen Gebieter, bemerkte, einen der schrecklichsten und hartherzigsten Ritter des Landes.

Dieser flößte seinen Gefährten ein furchtsames Stillschweigen ein, warf jedoch selbst auf die arme Sängerin einen Blick, bei dem sie zitterte. Sie sang an diesem Tage nicht mehr. Des Abends, als ihre Mutter zurückgekehrt war, frug diese, warum sie schweige.

„Liebe Mutter," sagte sie mit einer zärtlichen Umarmung, „ich habe Furcht!"

Sie wollte ihre Besorgniß nicht mittheilen, um die Mutter nicht zu ängstigen, obwohl sie besser daran gethan hätte, denn am folgenden Tage, um dieselbe Stunde, holten sie zwei Diener in Livrée auf das Schloß ab.

„Gnädiger Herr!" rief sie in Thränen, als sie den Grafen auf sich zukommen sah, „rettet mich! beschützet mich!"

„Du bist hier an einem sichern Ort, meine reizende Nachtigall, und ich nehme Dich gern unter meinen

hohen Schutz." Indem er dies sagte, winkte er, und die Diener ließen das junge Mädchen frei; als sie sich aber umsah, bemerkte sie, daß die Zugbrücke aufgezogen war.

„Seid gut, gnädiger Herr, führt mich zu meiner Mutter zurück," bat sie.

„Gern, mein Täubchen, aber unter einer Bedingung."

„Nein! nein!" rief sie aus, denn sie hatte die Absicht des Schändlichen errathen.

Sie blieb gefangen. Man schloß sie in eine Erkerzelle ein, wie einen Vogel in seinen Käfig. Abends nahte sich der Graf voll böser Wünsche der Thür des Gefängnisses. Er glaubte über das schwache Mädchen leicht triumphiren zu können, da sie keine andere Vertheidigung hatte, als ihr Gebet; aber plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen und lauschte unbeweglich dem bezaubernden Gesange, in welchem sein Opfer zur Madonna flehte. Als hätten die frommen Klänge den bösen Geist, der ihn beherrschte, verscheucht, so schlich er hinweg, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu nähern. Als Martha ihr Gebet beendigt hatte, öffnete sie das Fenster und sah beim hellen Mondschein am Rand des Grabens, der das Schloß einfaßte, eine alte Frau, die ihr die Arme entgegenstreckte.

„Mutter!" rief sie und ihr Herz war voll Kummer.

So ging es nun den folgenden Tag und alle Tage während mehrerer Monate. So oft der böse Ritter

sich dem Mädchen nähern wollte, verscheuchte ihr rührender und reiner Gesang die schlechten Wünsche seines Herzens. Aber eines Abends blieb die alte Frau am Rande des Grabens aus, und von da an verzehrte der Gram das Herz der guten Martha. Sie schwand sichtlich dahin; je schwächer ihr Körper wurde, um so bezaubernder wurden ihre Lieder, und als ihre körperliche Hülle fast zum Schatten geschwunden war, hatte ihre Stimme die höchste Vollendung erreicht.

Ihr Gebieter war unterdessen durch die Einwirkung des Gesanges besänftigt und gebessert worden; seine Liebe zu dem schönen Mädchen war in die Verehrung ihrer Stimme übergegangen und er verweigerte ihr nichts mehr, als die völlige Freiheit, weil er ihren Gesang nicht entbehren konnte.

Eines Morgens war sie so schwach, daß der Graf es nicht wagte, ihr die Bitte, einen Kranz auf das Grab ihrer Mutter legen zu dürfen, abzuschlagen. Sie ging, und nachdem sie das Grab besucht hatte, trat sie in die Kirche ein, wo grade Gottesdienst war. Sie mischte sich unter die Landleute und stimmte in ihre Gesänge ein.

Aber durch ein seltsames Wunder wirkte ihre Stimme so mächtig auf die versammelten Menschen, daß sie alle schwiegen und das fromme Mädchen allein weiter singen ließen. Sie beendete ihren Gesang in dem Augenblicke, als der Priester das Allerheiligste erhob. Betend sank sie in die Knie, und als man sie erhob, war sie todt.

Ihre Seele hatte jedoch die Gegend nicht verlassen, denn oft vernimmt man in der Kirche von Corneuil um Mitternacht einen herrlichen Gesang, und wer ihn hört, der sagt: „Das ist die Seele der Martha, der Sängerin im Erkerstübchen.“

Die Hochzeit des Schmugglers.

„Ich lache über den Priester und über den Bischof, ich lache auch über den Papst und die ganze heilige katholische Kirche! Wenn der Priester mich heute nicht trauen will, weil Freitag ist, so mag er es bleiben lassen; Hochzeit halte ich darum doch!

„Sieh', mein Junge, ich bin ein Schmuggler und zwar ein fröhlicher Schmuggler, der sein Leben in den Wäldern verbringt und niemals des folgenden Tages sicher ist, denn es bedarf nur des wohlgezielten Schusses eines Grenzwächters und Alles ist vorbei. Es ist nun einmal mein Gewerbe, die Kugeln der Grenzwächter mir um die Ohren pfeifen zu hören.

„Gehe daher zu Deinem Priester und sage ihm: Wenn er mich in einer halben Stunde nicht in der Kirche erwartet, so verzichte ich auf die Trauung, auf die Einsegnung der Ringe, auf die ganze schöne Ceremonie mit Wachslichtern und Orgelschall, und behalte die zehn Thaler Gebühren, die er bekommen sollte, für mich. Bei meiner Hochzeit soll dann statt des Segens-

spruches der Jubel meiner Kameraden ertönen, statt der Orgel soll uns die Violine etwas zum Tanz vorspielen und zum Geschenk für den Priester sind meine Flüche und vielleicht der rothe Hahn für das Pfarrhaus bereit. Du weißt, was das bedeutet, mein Junge. Der rothe Hahn kräht gar schrecklich für Euch furchtsame Leute und schlägt die Flügel um Euer ganzes Dorf, wenn es hoch geht. Hütet Euch vor ihm!"

Der Bote des Priesters beeilt sich, seinen Herrn zu finden, und berichtet diesem schreckensbleich die Drohungen des Schmugglers. Dem Priester wird bange, aber die Furcht vor dem Unglück verdrängt nicht den Gedanken an seine Pflicht, die ihm verbietet, am Freitag eine Trauung vorzunehmen. „Der Wille des Herrn geschehe," sagt er, „mag daraus entstehen, was da will."

Eine Stunde vergeht und die Kirche bleibt verschlossen. Der Schmuggler schäumt vor Wuth und begibt sich zu seiner Braut, einem armen jungen Mädchen, welches von seinen Eltern zu der verhaßten Verbindung gezwungen wurde. Sie wirft sich ihrem Vater zu Füßen und fleht, sie nicht ohne des Priesters Segen mit dem Bräutigam zu verbinden. Der Greis sagt zum Bräutigam: „Du mußt noch drei Tage warten, drei Tage sind bald vorüber; am Montag wird Euch der Priester in aller Frühe trauen und Du führst dann Dein Weib heim."

„Nein, bei meiner Seligkeit! So soll es nicht geschehen. Jetzt oder nie! Entweder sie geht sogleich mit mir oder es geschieht niemals. Wählet."

„Niemals! Mein Vater, erbarmt Euch über mich!" fleht die Braut.

„Zum Teufel mit Deinem Geschrei! Glaubst Du, es fehle an hübschen Mädchen, wenn ich komme? Bleibe in Deiner Hütte und quäle Dich ab für Deine Eltern. Ich werde schon eine andere Frau finden, und die erste beste soll mir lieber sein, als die Närrin, die ich verlasse, weil sie ihren dummen Vorurtheilen den Vorzug gibt vor meinem gefüllten Geldgurt und den vierzig Hunden, die sich vor den Grenzwächtern so wenig fürchten, daß sie auch noch nicht ein einziges Waarenpacket in deren Hände fallen ließen."

Als er dies gesagt hat, eilt er fort. Das junge Mädchen aber dankt Gott auf ihren Knien und vergießt reichlich Thränen der innigsten Freude.

Der Schmuggler fühlt sich jedoch nicht wenig in Zorn versetzt, und in sein Hohngelächter mischt sich Trotz und bittere Wuth.

So eilt er laut redend und gezwungen lachend mit seinen Kameraden weiter, als ihm ein junges Mädchen begegnet, die von Gesicht und Haltung schöner erscheint, als alle Bewohnerinnen des Dorfes.

„Wer bist Du, schönes Kind?" fragt der Schmuggler, indem er ohne Umstände das junge Mädchen mit seinem Arm umschlingt.

„Ich heiße Robertine," erwiederte sie.

„Und weiter? Wer ist Dein Vater?"

„Ich habe weder Vater noch Mutter."

„Und woher kommst Du?"

„Ich bin bald hier, bald dort, und denke überall

weder an gestern noch an heute; immer froh und sorglos bin ich, bald arm, bald reich."

„Bei Gott! — erbebe nicht bei diesem Schwur, mein schönes Kind — Du bist die rechte Frau für einen Schmuggler! Willst Du mein Weib sein? Willst Du mich heirathen ohne Priester und Kirche? Heute am Freitag mit mir Hochzeit halten und mit mir über die Fasten lachen?"

„Das will ich!"

„So lobe ich es mir! Auf, Herr Wirth, bringt schnell das Hochzeitsmahl. Es lebe die Freude! Ich heirathe ohne Priester und ohne Segen! Zu Tische, Wein her! Wein her!"

Aber der Wirth bekreuzt sich und erwiedert:

„Erlaubt, Herr, ich bin ein rechtgläubiger Mann und dulde so etwas nicht in meinem Hause. Suchet Euch ein anderes Wirthshaus, um eine solche Sünde zu begehen; bei mir geschieht es nicht."

„Wie, verdammte Wirthsseele? Du hast wohl Furcht, daß wir hier den Priester verspotten, und einer meiner Kameraden, angethan mit einem Hemde, seine Stelle vertreten könnte? Zum Teufel mit Dir! Auf, Kameraden, nehmt ein Faß von seinem Wein, und wenn er uns heute keinen Wein verkaufen will, soll ihn mein Messer zur Vernunft bringen! Nun fort, zu den Ruinen des alten Schlosses; dort soll meine Hochzeit sein!"

Jauchzend und fluchend zogen sie darauf nach dem alten Schlosse, woselbst sie die heilige Trauung frech parodirten und unter tausenderlei Tollheiten die Nacht

verbrachten. Gegen Mitternacht forderte der Schmuggler seine Braut, deren Augen von Fröhlichkeit und Liebe glänzten, auf, sich mit ihm zurückzuziehen; sie versuchte zu widerstehen und bat: „Nein, nein, noch nicht, lasse mich!" was ihn nur noch mehr bezauberte.

In einem der alten Prunkgemächer des Schlosses fanden sie das Lager bereitet. „Ich werde Dein Diener sein, Robertine," sagte der junge Mann liebkosend, „Niemand sonst als ich soll hinfort diese Spangen und Gürtel lösen. Du bist mein Weib, bist mein, weißt Du, was das bedeutet? Sieh' mich vor Dir knien, lasse mich diese weißen Strümpfe entfernen, welche Dein zierliches Füßchen verhüllen, laß mich —"

Entsetzen! Mit zitternden Händen hatte er zärtlich den Strumpf herabgestreift; dieser fiel und ließ einen Pferdefuß erkennen.

Die schöne und liebliche Robertine schlang ihre Arme um den Hals des Schmugglers, erdrosselte ihn und rief hohnlachend:

„Empfange den Hochzeitskuß, den Kuß Deiner Braut! — —"

Die Kameraden fanden am andern Morgen in dem hochzeitlichen Gemache nichts als einen Haufen verbrannter Asche.

Am nächsten Sonntage predigte der Priester von der Verderbtheit der Menschen und schilderte das Unheil, welches daraus entsteht, wenn man ohne Priester und am Fasttage Hochzeit hält.

Die erste Predigt.

Das Gefühl einer überwältigenden Angst schnürte dem jungen Vicar die Brust zusammen, als er vor dem Altar stand, aber es verließ ihn, sobald er sich wendete, um zur Kanzel zu schreiten.

Alle Anwesenden hatten sich erhoben. Ein Durcheinander von Geflüster, ein Zurechtrücken der Bänke und Stühle und das Geräusch des Niedersitzens umwogte seine Sinne, während er zur Kanzel emporstieg. Die Gesichter wendeten sich dann auf ihn, wie er dort niederkniete, sich einen Augenblick zu sammeln, er fühlte, daß alle Blicke auf ihm hafteten, als er den Text zu seiner Predigt zu lesen begann. Dieser lautete: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich."

Mit lauter und eindringlicher Stimme predigte er nun von der Demuth, welche den Gläubigen als Diener der Kirche auszeichnet, und verdammte den Ehrgeiz, der ebensowenig in's Himmelreich führe, wie der Reichthum und alle irdische Größe.

Mitten im Fluß seiner Rede erschrak er, denn eine

der Karyatiden am Chor der Kirche, auf welche zufällig seine Blicke fielen, schien ihm lachend zuzunicken.

Ganz verblüfft sah er noch einmal nach der steinernen Figur und erkannte nun ganz deutlich, daß sie ihn höhnend anblickte und gleichsam fragte: Du bist wohl nicht ehrgeizig?

Alles schien sich im Wirbel um den jungen Geistlichen zu drehen. Er verlor für einige Augenblicke die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, bemerkte er, daß er sich in der Sacristei befand, umgeben von einer großen Anzahl von Menschen, die ihm alle die zärtlichste Sorgfalt widmeten. Vor ihm stand der Bischof im Ornat und rief: „Gott sei Dank, daß er der Kirche eine ihrer Zierden erhielt! Niemand außer Euch, mein Bruder, ist würdig, vor dem Könige zu predigen. Ich ernenne Euch hierdurch zum Domherrn; erholt Euch und folgt mir, damit ich Euch in Eure neue Würde einführe."

Der Vicar warf sich auf die Knie und empfing den Segen des Bischofs. Er folgte demselben alsdann an den Ort seiner neuen Wirksamkeit. Dort wurde er mit den Zeichen seiner Würde bekleidet, und als er das erste Mal vor dem Könige gepredigt hatte, war dieser so befriedigt davon, daß er ihn zum Bischof ernannte und ihm den Ring und den Stab verlieh.

Der Ruhm seiner Fähigkeit drang bis nach Rom. Eines Abends saß der junge Bischof in Gedanken versunken in seiner Wohnung, da schien es ihm, als stehe jene Karyatide vom Chor seiner ersten Kirche vor ihm und blicke ihn höhnisch an. Erschrocken sprang er auf.

Vor ihm stand ein päpstlicher Bote, der ihm eine Bulle überbrachte, durch welche er an die Stelle eines kürzlich verstorbenen Cardinals nach Rom berufen wurde.

Kurz nach der Ankunft des neuen Cardinals in Rom wurde der Papst krank. Ein altes Weib trat eines Abends zu dem erstern und fragte ihn mit fester Stimme, ob er Papst werden wolle.

Der Cardinal erbebte. „Was soll ich thun?“ fragte er; „durch welches Mittel erreiche ich diesen Zweck?“

„Reiche dem kranken Papste dies Gift und wirf die Gebeine des heiligen Petrus in's Feuer,“ sagte die Alte. Der Cardinal wendete sich mit Abscheu von ihr.

„Ein anderer wird weniger bedenklich sein,“ höhnte das Weib und wollte sich entfernen, aber der Cardinal rief sie zurück.

„Wo ist das Gift?“ fragte er hastig und fieberhaft.

„Hier nimm es,“ entgegnete die Alte; „bei dem Zustande, in welchem sich der Kranke befindet, ist es nur nöthig, daß Du das Fläschchen in seiner Gegenwart zerbrichst; der Duft des Giftes genügt, ihn zu tödten.“

Sämmtliche Cardinäle versammelten sich gleich darauf bei dem kranken Papste. Der Schuldige hielt das Fläschchen unter seinem Gewand verborgen. Verwirrt vor Aufregung und Ehrfurcht zitterte er so heftig, daß ihm dasselbe entfiel und vor seinen Füßen zerbrach.

In demselben Augenblick verfinsterte sich alles um ihn her. Scheußliche Gestalten packten ihn und warfen ihn in einen Abgrund. Die Karyatide aus der Dorf-

kirche höhnte ihn und nannte ihn „heiliger Vater;“ eine gräßliche Stimme aber rief: „Er ist auf ewig verdammt! — —“

„Herr Vicar! Lieber Herr Vicar!“ rief plötzlich eine viel sanftere Stimme, die niemand anderem angehörte, als der alten Hauswirthin des jungen Geistlichen. „Herr Vicar,“ fuhr sie fort, „man läutet schon und Sie sind eingeschlafen, sind gar vom Sessel auf die Erde herabgefallen! Gott stärke Ihren Geist; was soll aus Ihrer ersten Predigt werden?“

Der Vicar sprang auf, lispelte ein leises Dankgebet und eilte in die Kirche, wo er über die Demuth predigte und von den Gefahren des Ehrgeizes.

Der Bischof war anwesend, belobte den jungen Geistlichen und versprach ihm — die nächste Dorfpfarre.
